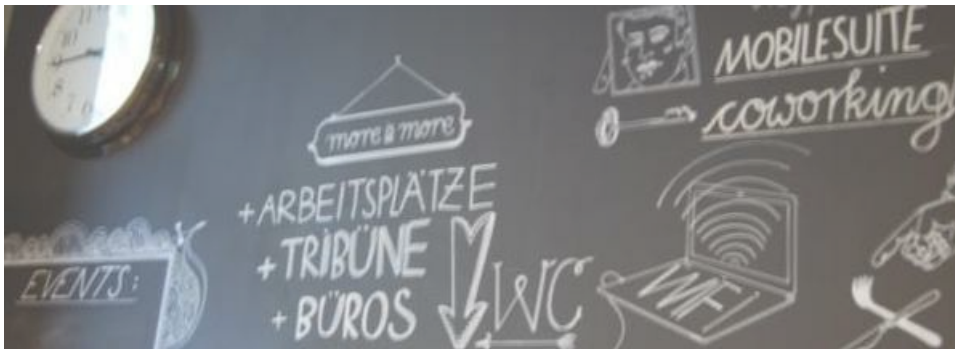


# Gesellschaft im Neoliberalismus

Ausgabe Nr. 29, 02. Juli 2013



Nicht erst seit der „Krise“ geistert der Begriff des Neoliberalismus durch die Öffentlichkeit. Auch nicht eindeutig ist dabei, was er bezeichnen soll: eine wirtschaftswissenschaftliche Schule oder eine grundsätzliche kapitalistische Programmatik? So ist in hiesigen Wirtschaftslexika zu lesen, Neoliberalismus sei eine Richtung des Liberalismus, die eine freiheitliche Marktwirtschaft mit entsprechenden Gestaltungsmerkmalen – wie privates Eigentum an Produktionsmitteln und freie Preisbildung, Wettbewerbs- und Gewerbefreiheit – anstrebe und staatliche Eingriffe minimieren möchte. Zunehmend wird der Begriff des Neoliberalismus als unbestimmter Kampfbegriff gebraucht, was im Endeffekt auch denjenigen das Wort redet, die die Zeit vor dem Neoliberalismus glorifizieren, in der der Kapitalismus scheinbar gezähmt war. Auch wenn solche eher konservativen sozialmarktwirtschaftlichen Positionen aus linker Perspektive viel zu kurz greifen, ist festzuhalten, dass der heutige Kapitalismus zumindest eine andere Form hat, als derjenige der 1950er Jahre. Dabei bedeutet Neoliberalismus nicht überall das gleiche: Die Folgen von Strukturanpassungsprogrammen im globalen Süden sind zum Beispiel andere als die der Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen im globalen Norden. In dieser Ausgabe wollen wir uns den Auswirkungen der neoliberalen Ökonomisierung der Gesellschaft widmen und beziehen uns dabei zumeist auf Gesellschaften des globalen Nordens. Innerhalb linker Kritiken am Neoliberalismus stand in den letzten Jahren vor allem der Ab- beziehungsweise Umbau des Sozialstaats im Zentrum. Kritisiert wurden und werden eine zuvorderst auf Aktivierung setzende Arbeitsmarktpolitik, Deregulierungen und Privatisierungen, insbesondere die der öffentlichen Daseinsvorsorge. Daneben wurde in den letzten Jahren auch vermehrt der radikale Umbau der Gesellschaft entlang neoliberaler Kriterien in den Blick genommen und der Neoliberalismus als ein politisches Projekt des Kapitalismus gefasst. In dieser Ausgabe wollen wir uns einiger Facetten dieses neoliberalen Projekts widmen und eine vorläufige und un abgeschlossene Bestandsaufnahme aktueller und vergangener Analysen zum Neoliberalismus liefern und sowohl auf Formen der Unterdrückung und Ausbeutung eingehen als auch darauf, wie sich Neoliberalismus in den Alltag einschreibt und sich auch in Bereichen wie Psychologie oder in Liebesbeziehungen niederschlägt. Schließlich geht es uns auch darum, Perspektiven gegen den neoliberalen Kapitalismus zu diskutieren.

Den Anfang macht Patrick Schreiner, der in seiner Rezension [„Neoliberalismus in Häppchenform“](#) resümiert, dass Norbert Nicoll in seinem Buch daran scheitert eine einführende Übersicht zu geben, da er etwa den Aspekt der programmatischen Ungleichheit vernachlässigt. In welcher Weise der neoliberale Kapitalismus Ausbeutungs- und Unterdrückungsstrukturen stützt, lässt sich exemplarisch an Kampagnen gegen Erwerbslose darstellen. Sebastian Friedrich hat dafür das viel beachtete Buch „Prolls“ des britischen Journalisten Owen Jones in Beziehung zu den deutschen Zuständen in Zeiten von Hartz IV und Debatten um die „Neue Unterschicht“ gesetzt. Demnach sei [„Kein Ende der Klassengesellschaft“](#) in Sicht – im Gegenteil: Momentan finde nichts anderes als

ein aggressiver Klassenkampf von oben statt. Auch die Rezension von Christian Baron widmet sich der Hetze gegen Sozialleistungsbezieher\_innen. Das Buch „Schantall, tu ma die Omma winken“ von Kai Twilfer sei laut Baron ein als Satire getarntes „[ideologisches Lehrstück](#)“ für die diffamierende Debatte gegen Erwerbslose. Dass der neoliberale Kapitalismus keineswegs nur Auswirkungen auf Klassenunterdrückung hat, verdeutlicht Heinz-Jürgen Voß in seiner Rezension „[Rassismus und Klassenverhältnisse](#)“. Dafür hat Voß noch einmal das bereits 1990 in deutscher Sprache erschienene Buch „Rasse, Klasse, Nation“ von Étienne Balibar und Immanuel Wallerstein gelesen. Den Zusammenhang von Kapitalismus und Geschlechterverhältnissen nimmt anschließend Rita Werth anhand des Buches „Aufstand in der Küche“ von Silvia Federici in „[Reproduktionsverhältnisse, Küche und Kapitalismus](#)“ unter die Lupe.

Den Anfang der Rezensionen, die die Wirkungen des neoliberalen Programms auf die Menschen fokussieren, macht Andrea Strübe. Anhand des Standardwerks „Das unternehmerische Selbst“ von Ulrich Bröckling zeigt Strübe auf, dass das „[Unternehmen Ich](#)“ als zentraler Aktivierungsimperativ alle Lebensbereiche durchdringt. Daran knüpft auch die Rezension von Johannes Lütkepohl an, der den Sammelband „Kreation und Depression“ [bespricht](#), in dem der Zusammenhang zwischen Entfremdungskritik und neoliberalen Arbeitsverhältnissen untersucht wird. Mariana Schütt greift mit „[Der Preis der Autonomie](#)“ ebenfalls die Depressionen auf, die Menschen in der modernen Gesellschaft aufgrund der steten Überforderung erfahren. Anhand des Buches „Das Unbehagen der Gesellschaft“ von Alain Ehrenberg zeigt Schütt auf, wie insbesondere durch den Selbstverwirklichungszwang und die Selbstverantwortung psychische Leiden hervorgerufen werden. Verena Namberger widmet sich in ihrer Rezension „[Die soziologische Alternative zum Beziehungsratgeber](#)“ einer soziologischen Analyse von Eva Illouz, die erklärt „Warum Liebe weh tut“ und stellt dabei neoliberale Besonderheiten heraus. Um die „[digitale Aufrüstung des Neoliberalismus](#)“ geht es in Bernard Stieglers „Die Logik der Sorge“, das Adi Quarti für uns besprochen hat.

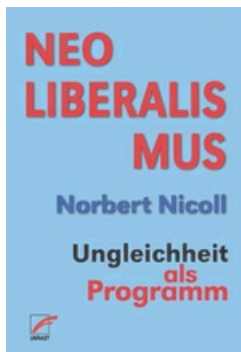
Schließlich schenken vier Rezensionen unterschiedlichen Perspektiven der Kritik am Neoliberalismus Aufmerksamkeit. Patrick Schreiner rezensiert „Die Inflationslüge“ von Mark Schieritz und verdeutlicht, wie die Angst vor Inflation als „[Wegbereiter neoliberalen Denkens](#)“ funktioniert. Zwar empfiehlt Schreiner das Buch, dennoch sei der Autor in Teilen dem neoliberalen Denken verhaftet. Aus dem kapitalistischen Denkraum kommt auch der im Zuge der letzten Jahre viel beachtete Ökonom Wolfgang Streeck nicht heraus, wie Ingo Stützle nach der Lektüre dessen Buches „Gekaufte Zeit“ konstatiert. Wie Stützle herausarbeitet, bleibt Streeck schließlich der Auffassung: „[Kein Kapitalismus ist auch keine Lösung](#)“. Auf die Rolle der Gewerkschaften im neoliberalen Kapitalismus geht anschließend Christian Stache ein. In seiner [Rezension](#) zu Frank Deppes Buch „Gewerkschaften in der Großen Transformation“ zeichnet er die widersprüchliche Rolle der Gewerkschaften in Deutschland seit den 1970er Jahren nach. Abschließend [widmet](#) sich Martin Birkner dem aktuellen Buch „Demokratie!“ von Michael Hardt und Antonio Negri, in dem diese ihre bisherigen Arbeiten in den Kontext der aktuellen Krise stellen.

In den weiteren aktuellen Rezensionen widmen sich Mariana Schütt mit „[Hexenverbrennung und die ursprüngliche Akkumulation](#)“ und Hannah Schultes mit „[Verborgene Spuren](#)“ den Anfängen des Kapitalismus. In dem von Schütt rezensierten Buch von Silvia Federici geht es mit einem Fokus auf die historischen Hexenverbrennungen um die feministische Aufarbeitung und Ergänzung der Marxschen Geschichtsschreibung, in der von Schultes rezensierten Studie „Die vielköpfige Hydra“ um die Ausgrabung verschütteten Widerstands im Frühkapitalismus. Nicht ohne eigene Position zu beziehen, zeichnet Christian Stache in seiner Rezension „[Der Wert der Natur](#)“ des Buches „Marx und die Naturfrage“ den Streit zweier Ökomarxisten nach und konstatiert, dass es letztlich um die Wiederaneignung der Marxschen „Kritik der Politischen Ökonomie“ gehen muss, wenn das Ziel die Emanzipation von Mensch und Natur sein soll. Philippe Kellermann lobt in seiner Rezension „[Zwischen Bohème und Revolution](#)“ die „mit Sympathie geschriebene“ Engels-Biografie Tristram Hunts, kritisiert jedoch einige Weichzeichnungen in Bezug auf die historische Rolle Engels'. Wie

sich in der Bildungsarbeit nicht-pathologisierend von Intergeschlechtlichkeit reden lässt, arbeitet Heinz-Jürgen Voß exemplarisch in seiner Rezension [„Geschlechterreflektierte Bildungsarbeit – Thematisierung von Intergeschlechtlichkeit“](#) der aktuellen Broschüre von *Dissens e.V.* heraus und geht dabei sowohl auf gelungene als auch auf problematische pädagogische Aufbereitungen ein. Intergeschlechtlichkeit wiederum ist auch – aber nicht ausschließlich – Thema in dem in vieler Hinsicht außergewöhnlichen Sexualaufklärungsbuch „DAS machen?“, das Joke Janssen in [„Eine andere Möglichkeit, über Sexualität zu sprechen“](#) für uns besprochen hat. Von Geschlecht im weiteren Sinne beziehungsweise seiner vermeintlichen Grenzen handelt im Anschluss daran Patrick Henzes (Patsy l'Amour laLove) Rezension [„Grenzen von Geschlecht und Sexualität überwinden“](#), die das Buch „trans\*\_homo“ der gleichnamigen Berliner Ausstellung im Schwulen Museum\* untersucht. Der (Bio-)Deutschen Sonntagabendlieblingsbeschäftigung widmet sich „Das Andere im Tatort“, dessen rassismuskritischen Ansatz Birgit Peter [kritisiert](#). Was es mit dem Begriff Reenactment auf sich hat, [rekonstruiert](#) abschließend Dr. Daniele Daude aus theaterwissenschaftlicher Perspektive aus dem Sammelband „Theater als Zeitmaschine“.

Wir wünschen auch im neuen Dreimonats-Rhythmus viel Spaß beim kritischen Lesen!

# Neoliberalismus in Häppchenform



**Norbert Nicoll**  
Neoliberalismus  
Ungleichheit als Programm

*Norbert Nicoll referiert Aspekte des Neoliberalismus schlaglichtartig im Versuch, eine einführende Übersicht zu geben.*

Rezensiert von [Patrick Schreiner](#)

Aufklärung über den Neoliberalismus kann es vermutlich gar nicht genug geben. Zu sehr und zu negativ hat diese Ideologie Wirtschaft und Gesellschaft weltweit geprägt – mit all den fatalen Folgen für Milliarden von Menschen. Norbert Nicolls „Neoliberalismus. Ungleichheit als Programm“ hilft dabei aber nur bedingt weiter.

Der erste Satz des Buches ist selbstkritisch: „Gibt es nicht schon genügend Bücher zum Neoliberalismus?“, schreibt Nicoll in seinem Vorwort. Eine berechtigte Frage, die zwar nicht notwendigerweise mit „Ja!“ beantwortet werden muss. Schließlich können bestimmte Dinge gar nicht oft genug gesagt oder geschrieben werden. Dennoch stellt sich jeder Buchveröffentlichung die weitergehende Frage, welche neuen Erkenntnisse oder Perspektiven sie zum politischen und wissenschaftlichen Diskurs beizutragen vermag. Und genau hier wird es schwierig.

Die wesentlichste Schwäche des Buches ist, dass sich ein roter Faden nur bedingt erkennen lässt. Wird im Titel noch suggeriert, es werde Ungleichheit als programmatischer Kernbestandteil des Neoliberalismus untersucht, so ist davon im Buch selbst kaum Systematisches zu finden. Zwar greift Nicoll wiederholt das Thema Ungleichheit aus verschiedenen Perspektiven auf, dieser Aspekt des Neoliberalismus leitet aber weder seine Argumentation an, noch bildet er ihm einen hervorgehobenen Untersuchungsgegenstand. Wenn Nicoll beispielsweise zu Beginn seiner Ausführungen in einem zentralen Unterkapitel „Konstituierende Grundprinzipien des Neoliberalismus“ benennt, erwähnt er Ungleichheit nicht einmal explizit. Diese aber en passant und zwischen den Zeilen zu behandeln, ist zu wenig, wenn man im Titel „Ungleichheit als Programm“ zu analysieren vorgibt.

Dass ein roter Faden nur schwer erkennbar ist, hat Gründe: Tatsächlich handelt es sich bei dieser Veröffentlichung um eine Aufsatzsammlung, die hier und da geschliffen und geglättet wurde, um als Einführung in die Thematik durchzugehen. Den Charakter einer Aufsatzsammlung wird sie aber dennoch nicht los. So ist es auffällig, dass bestimmte Aspekte und Themen sehr eingehend analysiert werden, andere hingegen werden vernachlässigt. So bildet etwa, neben der eben angesprochenen Frage der Ungleichheit, auch die Rolle des neoliberalen Staates keinen zentralen Untersuchungsgegenstand. Zwar wird er an verschiedenen Stellen immer wieder angesprochen, eine systematische, zusammenhängende und umfassende Analyse des neoliberalen Staates aber fehlt.

Auf der anderen Seite widmet sich Nicoll sehr ausführlich Themen und Aspekten, die angesichts der Kürze des Buches und des selbstdefinierten Anspruchs, einen „Überblick“ geben zu wollen, eigentlich zu vernachlässigen wären. Da das Buch insgesamt nur knapp 150 Textseiten umfasst, wäre hier eine Konzentration auf das Wesentliche umso wichtiger gewesen. Ein Beispiel: Antonio

Gramsci und seiner Hegemonietheorie acht Seiten zu widmen, nur um Friedrich August von Hayeks Vorgehen beim Etablieren des Neoliberalismus als „hegemoniale Strategie“ zu kennzeichnen – das ist keine Konzentration auf das Wesentliche. Dies gilt umso mehr, als Nicoll nur spekulieren kann, ob Hayek Gramsci überhaupt gelesen und sich an dessen Ideen angelehnt hat: „Ob er Gramscis Schriften je gelesen hat, ist nicht überliefert, aber es gibt gewisse Anhaltspunkte dafür. Hayek propagierte in seinen Schriften Ideen, die in manchen Punkten denen Gramscis ähnlich sind“ (S. 46). Ähnliches gilt auch für die „strukturelle[n] Probleme des deutschen Journalismus“ (S. 101-109). Ob es dafür wirklich acht Seiten bedurft hätte, darf bezweifelt werden.

Ein solches Missverhältnis zwischen der Behandlung von zentralen Aspekten einerseits und von Neben-Aspekten andererseits wäre in einer echten Aufsatzsammlung verzeihlich, denn eine solche ist ihrer Natur nach bewusst schlaglichtartig gehalten. Sie hätte dann allerdings auch nicht den Anspruch, den Neoliberalismus umfassend und überblicksartig darzustellen. Sie würde sich vielmehr auf einige Aspekte unabhängig von deren Relevanz konzentrieren, diese genauer beleuchten – und andere eben weglassen.

Liest man Nicolls Buchveröffentlichung nun allerdings als eine ebensolche Aufsatzsammlung, was sie ursprünglich auch war, so kann man dies durchaus mit Gewinn tun. Eine Lektüre von „Neoliberalismus. Ungleichheit als Programm“ lohnt, wenn man über ein gewisses Vorwissen verfügt und bereit ist, über jene Kapitel hinwegzusehen, die tatsächlich einen einfühlend-überblicksartigen Charakter haben. Dies wäre dann eine Lektüre, die sich für Nebenaspekte und Verknüpfungen interessiert, von denen Nicoll durchaus einige interessante aufbietet. Es wäre eine Lektüre, die nicht zuletzt auch von der Aktualität der Ausführungen Nicolls – Stichwort Eurokrise – profitieren kann. Zum Einstieg in das Thema „Neoliberalismus“ allerdings empfiehlt es sich, besser auf die „Klassiker“ zurückzugreifen – allen voran David Harveys „Kleine Geschichte des Neoliberalismus“.

Norbert Nicoll 2013:

Neoliberalismus. Ungleichheit als Programm.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-534-9.

160 Seiten. 14,00 Euro.

**Zitathinweis:** Patrick Schreiner: Neoliberalismus in Häppchenform. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1152>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Kein Ende der Klassengesellschaft



**Owen Jones**

**Prolls**

Die Dämonisierung der Arbeiterklasse

*Das Buch zeigt den Klassenkampf von oben am Beispiel Großbritanniens auf und verdeutlicht die Dringlichkeit, Klassen wieder mehr ins Blickfeld zu rücken.*

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Als im April diesen Jahres die ehemalige britische Premierministerin Margaret Thatcher starb, kam es im Londoner Arbeiter\_innenbezirk Brixton zu spontanen Freudenfesten auf den Straßen. Andere, insbesondere das Establishment, waren bestürzt über den Tod einer in ihren Augen zwar umstrittenen, aber letztlich großen, gar revolutionären Politikerin. Die Bewertung der Lebensleistung Thatchers in den Tagen nach deren Tod legen Zeugnis von der Spaltung der britischen Gesellschaft ab. Der Journalist Owen Jones beschreibt die britischen Zustände der „Dämonisierung der Arbeiterklasse“ in seinem Buch „Prolls“, das in England für einiges Aufsehen gesorgt hat. Darin zeigt er ohne Umschweife die Interessen hinter der tief verankerten Verachtung gegenüber den Arbeiter\_innen auf, die das Erbe einer traditionellen Klientelpolitik der Oberschicht ist und insbesondere durch Thatcher in den 1980er Jahren angeheizt wurde. Die Abscheu gegenüber der Arbeiter\_innenklasse ist zwar in Großbritannien besonders stark ausgeprägt, aber sie unterscheidet sich nicht wesentlich von der in Deutschland.

## „Prolls“ und „Neue Unterschicht“

Jones führt unzählige Beispiele der Dämonisierung der Arbeiter\_innenklasse an. So wirbt ein Fitnessstudio für Kurse zur „Proll-Bekämpfung“ und ein Reiseveranstalter garantiert für „prollfreie Aktivurlaube“. Der Autor verfällt bei der Darstellung von solchen Exempeln nicht der beliebten Deutung, bei der „Proll“-Schelte handle es sich schlicht um ein Vorurteil oder eine Modeerscheinung. Die Abwertungen der Arbeiter\_innenklasse ist nichts weniger als Produkt eines Klassenkampfes von oben. Besonders aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist das Kapitel „Klassenkämpfer“, in dem es vor allem um die konservative Partei, die Tories, und den Umbau der Gesellschaft durch Thatcher geht. Dafür entlockte Jones einem führenden Tory-Politiker des gemäßigten Flügels die Aussage, dass die konservative Partei seit jeher ein Zusammenschluss privilegierter Interessen sei. Die Partei „ist vor allem dazu da, diese Privilegien zu verteidigen. Wahlen gewinnt sie, indem sie anderen Leute gerade genug zugesteht“, fuhr der Politiker fort (S. 70). Unter Thatcher gelang es den Konservativen die Gewerkschaften, an vorderster Stelle die gut organisierten Bergarbeiter\_innen, durchschlagend zu schwächen und die verschiedenen Milieus der Arbeiter\_innenklasse gegeneinander auszuspielen. Die am meisten von Erwerbslosigkeit und Armut Betroffenen wurden für ihre soziale Situation verantwortlich gemacht, sie seien dumm, faul, stumpf, intolerant und verroht.

Was in Großbritannien schon in den 1980ern gepflegt wurde, trat in Deutschland insbesondere Anfang der 2000er Jahre auf die mediale Bühne. Ein Schlüsselwerk der Debatte um die „Neue Unterschicht“ ist hierzulande das Buch „Generation Reform“ des konservativen Philosophen Paul

Nolte, der den Begriff der „Unterschicht“ als Schimpfwort aus soziologischen Fachdebatten adaptierte. Nolte forderte die „Unterschicht“ auf, sich an einer „bürgerlichen Leitkultur“ (Nolte 2004, S. 73) zu orientieren, denn es gehe um ihre „Integration in die Mehrheitsgesellschaft“ und die „Vermittlung kultureller Standards und Leitbilder“ (ebd., S. 69). Die „Unterschicht“ wird zur eigenen abgeschlossenen – minderwertigen – Kultur mit eigenen Codes und Geschmäckern stilisiert. Seitdem wird verstärkt das Bild des faulen, leistungsunwilligen Arbeitslosen bedient, das Christian Baron und Britta Steinwachs jüngst in ihrer Arbeit „Faul, Frech, Dreist“ ([kritisch-lesen.de #17](#)) sehr überzeugend analysiert haben. Auch der aktuelle Erfolg des ([ebenfalls in dieser Ausgabe rezensierten](#)) Buches „Schantall, tu ma die Omma winken!“ von Kai Twilfer verdeutlicht einmal mehr die Konjunktur der Verachtung der „Unterschicht“ in Deutschland.

## „New Labour“ und SPD

Jones richtet seine Kritik keineswegs nur an Medien und Tories, sondern widmet sich ebenfalls ausführlich der Rolle von New Labour. Tony Blair und Co. verordneten mit Verweis auf das Leistungsprinzip einen Marsch der Arbeiter\_innenklasse in die Mittelschicht und wendeten sich von denen ab, die auf der Strecke blieben. Damit entfernte sich Labour noch weiter von der Arbeiter\_innenklasse. Rhetorische Basis für die Abwendung ist das allgegenwärtige Mantra vom Ende der Klassengesellschaft. Diese gebe es nicht mehr in der Dienstleistungsgesellschaft, übrig blieben nur noch eine klitzekleine Oberschicht, eine abgehängte „Unterschicht“ und eine riesige Mittelschicht. Jones nimmt diese Ideologie geschickt auseinander und verdeutlicht überzeugend die Überschneidung zwischen denjenigen, die heute etwa in Callcentern ausgebeutet werden, und der traditionellen Arbeiter\_innenklasse:

*„Die neue Arbeiterschicht hat mit der alten eines gemeinsam: Sie besteht aus jenen, die für andere arbeiten und über ihre Arbeit keine Kontrolle haben. Die neuen Jobs sind weniger schmutzig und brauchen weniger Muskelkraft. Schnell tippen zu können ist wichtiger, als viel tragen zu können. Jobs in Büros, Geschäften und Callcentern sind oft schlecht bezahlt und langfristig nicht sicher. Schon vor der Rezession stagnierten die Löhne oder sanken sogar. Millionen Arbeitnehmer wechseln immer häufiger den Job. Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühle sind ebenso verschwunden wie der Stolz auf gute Arbeit. Die Arbeitsbedingungen besonders der weitgehend rechtlosen Zeitarbeiter sind oft schlecht. Große Teile der Arbeitnehmerschaft sind nicht gewerkschaftlich organisiert, und die Gewerkschaften haben immer weniger Einfluss.“ (S. 199)*

Alles in allem hat Labour die letztgenannte Tendenz mit beeinflusst, indem sie den Kurs Thatchers weiterführte. In Deutschland hat die Sozialdemokratie eine ähnliche Verantwortung – vielleicht sogar eine noch größere, da eine von den Sozialdemokrat\_innen geführte Bundesregierung ausschlaggebende Veränderungen sogar wesentlich vorantrieb. Zwar wurde in der Bundesrepublik bereits im Jahr 1982 die sozialliberale Koalition durch einen neoliberalen Vorstoß von Graf Lambsdorff gestürzt, dennoch wurden erst 16 Jahre später – und somit nach der Kohl-Ära – durch Rot-Grün weitreichende Maßnahmen zur Verschärfung neoliberaler oder neosozialer Politik vorangetrieben. Im August 2002 übergab Peter Hartz dem damaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder die Vorschläge zur Reform des Arbeitsmarktes. Mittlerweile ist die rot-grüne Agenda 2010 umgesetzt, der Arbeitsmarkt flexibilisiert und der Niedriglohnsektor massiv ausgebaut worden. Das ging zumeist auf Kosten von geringqualifizierten Arbeiter\_innen, Angestellten und Sozialleistungsabhängigen, deren Bild in der Öffentlichkeit sich seitdem stets verschlechtert hat.

## „Multikulturalismus“ und „Integration“

Es ließen sich noch weitere Ähnlichkeiten zwischen dem britischen und dem deutschen Kontext finden, allerdings lassen sich auch Unterschiede herausstellen. Erstaunlich dünn ist das Buch an Stellen, in denen es um die Überschneidung zu Rassismus geht. Zwar stellt Jones im Vorwort zur zweiten Auflage klar, dass Rassismus eine spezifische Form der Unterdrückung und der Ausbeutung

ist (S. 15), dennoch wird dieses Thema kaum noch aufgegriffen. Das kann daran liegen, dass der Autor die Reichweite des Rassismus vernachlässigt. Näher liegt aber, dass sich hier der Kontext zumindest teilweise unterscheidet. Darauf deutet die Einschätzung von Sibille Merz hin, die in einem Aufsatz des gerade erschienenen Sammelbandes „Nation – Ausgrenzung – Krise“ den Zusammenhang von Krise, Nation und Ausgrenzung in Großbritannien analysierte. Laut Merz hielten längst totgeglaubte Rassismen wieder verstärkt Einzug in Debatten, zugleich bedient „sich die diskursive Produktion der Unterschicht, im Gegensatz zur Diskussion in Deutschland, erstaunlich wenig ethnisierender Konstruktionen“ (Merz 2013, S. 146).

Die „Ethnisierung der Unterschicht“ in Deutschland wird keinesfalls nur von Thilo Sarrazin oder Heinz Buschkowsky betrieben. Vielmehr zeigt sich, dass es vor allem die „liberalen“ Kritiker\_innen an Sarrazin und Co. sind, die zunehmend im Integrationsdiskurs dominieren und gewissermaßen als Entgegnung auf biologistischen und kulturalistischen Rassismus die Kategorie der vermeintlich neutralen Leistung hervorheben. Leistungswilligkeit fällt im deutschen Integrationsdiskurs mit Integrationswilligkeit zunehmend zusammen und führt im Effekt zur Einteilung zwischen „Musterbeispielen gelungener Integration“ und „Integrationsverweigerern“ (Friedrich/Schultes 2011). Der Erfolg der als „integriert“ Begriffenen bildet den Beweis dafür, dass man „es“ eben doch schaffen kann, wenn man sich richtig anstrengt – gleichzeitig werden „Musterbeispiele gelungener Integration“ zu Ausnahmen stilisiert. Existierender Rassismus als Faktor für nationale und internationale Arbeitsteilung wird in dieser Weise verschleiert. Mehr noch: Bei der von der Dämonisierung der Arbeiter\_innenklasse bekannten Deutung, Menschen befänden sich aufgrund selbstverschuldeter Leistungsverweigerung in Armut, entfällt struktureller Rassismus (etwa am Arbeitsmarkt) als Begründung für die Positionen vieler (Post-)Migrantinnen am unteren Ende sozialer Rangskalen. In herrschender Logik wird die Existenz einer „migrantischen Unterschicht“ auf eine vermeintliche „Kultur der Leistungsverweigerung“ oder „Leistungsunfähigkeit“ zurückgeführt. Diese Kultur kann dann je nach Façon wieder auf Gene, Religionen, „Rassen“ oder „Kulturkreise“ zurückgeführt werden. Zumindest im deutschen Kontext wird Armut und soziale Marginalisierung also verstärkt auf die Herkunft zurückgeführt.

## **Klassen und Kämpfe**

Ausgesprochen überzeugend ist „Prolls“ an jenen Stellen, an denen die Hintergründe für das negative Bild beschrieben werden. Dabei bleibt Jones nicht auf der Ebene der Skandalisierung, sondern er lässt in einfühlsamen Reportagen die Betroffenen zu Wort kommen und bietet somit eine andere Realität an. Dabei geht es ihm nicht darum, den alten Zeiten hinterher zu trauern, in denen Arbeiter\_innen noch einen höheren Stellenwert hatten und das Kräfteverhältnis zwischen Arbeit und Kapital ausgeglichener schien. Vielmehr möchte er die Klassenthematik einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen, weshalb er sich mit theoretischen Ausführungen weitgehend zurückhält. Das ist keinesfalls eine Schwäche, sondern vielmehr eine Stärke des Buches: Es ist verständlich, auch für Menschen, die mit der akademischen Sprache nicht bestens vertraut sind. Dass es Jones nicht einfach nur um soziale Anerkennung der ausgebeuteten Klassen geht, wie es häufig in liberalen Diversity- und Gleichstellungs-Diskursen der Fall ist, ist umso erfreulicher. Unmissverständlich heißt es dazu am Ende der ausführlichen und aufschlussreichen Einleitung:

*„Vor allem geht es mir nicht darum, einfach einen Einstellungswandel zu fordern. Klassenhass gibt es nur in einer gespaltenen Gesellschaft. Letztendlich müssen wir nicht gegen Vorurteile kämpfen, sondern gegen das, was sie ermöglicht.“ (S. 42)*

Der Kampf gegen das, was den Klassenhass und somit auch die Klassengesellschaft ermöglicht, setzt eine Beschäftigung mit Klassenverhältnissen voraus, die gerade auch innerhalb der Linken in Deutschland intensiviert werden sollte. Selbst in betont „emanzipatorischen“, meist akademischen Kreisen wird sich allzu gern über „Prolls“ und die „Unterschicht“ lustig gemacht und die soziale Marginalisierung der Arbeiter\_innenklasse ausgeblendet. Owen Jones liefert Ansätze, um das Schweigen über die Verhältnisse zu durchbrechen und wieder eine gemeinsame Sprache zu finden



– und vor allem eines zu erkennen: Das entscheidende Mittel für die Mächtigeren im Klassenkampf ist es, den Klassenkampf zu leugnen. Das gilt nicht nur in Großbritannien und in Deutschland.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Baron, Christian / Steinwachs, Britta (2012): Faul, Frech, Deist. Diskriminierung von Erwerbslosigkeit durch BILD-Leser\*innen. Edition Assemblage, Münster.

Friedrich, Sebastian / Schultes, Hannah (2011): Von „Musterbeispielen“ und „Integrationsverweigerern“. Repräsentationen von Migrant\_innen in der „Sarrazindebatte“. In:

Friedrich, Sebastian (Hg.): Rassismus in der Leistungsgesellschaft. Analysen und kritische Perspektiven zu den rassistischen Normalisierungsprozessen der „Sarrazindebatte“. Edition Assemblage, Münster. S. 77-95.

Merz, Sibille (2013): Zwischen „Big Society“ und „Aspiration Nation“. Krise, Nation und Ausgrenzung in Großbritannien. In: Sebastian Friedrich / Patrick Schreiner (Hg.): Nation – Ausgrenzung – Krise. Kritische Perspektiven auf Europa. Edition Assemblage, Münster. S. 139-150.

Nolte, Paul (2004): Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik. C.H. Beck, München.

Owen Jones 2012:

Prolls. Die Dämonisierung der Arbeiterklasse.

Verlag André Thiele, Mainz.

ISBN: 978-3-940884-79-4.

320 Seiten. 18,90 Euro.

**Zitathinweis:** Sebastian Friedrich: Kein Ende der Klassengesellschaft. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013, Die da unten. 40/ 2016, Neue Klassenpolitik. 47/ 2018. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1135>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Ein ideologisches Lehrstück



**Kai Twilfer**

Schantall, tu ma die Omma winken!

Aus dem Alltag eines unerschrockenen Sozialarbeiters

*Die „Satire“ des Unternehmers Kai Twilfer über eine „chaotische Unterschichtsfamilie“ entpuppt sich als verletzend und diffamierende Abrechnung mit allen Sozialleistungsbezieher\_innen, die als faul, fett, dumm und dekadent gegeißelt werden.*

Rezensiert von [Christian Baron](#)

Es gibt ein schon beinahe zu Tode zitiertes Bonmot von Kurt Tucholsky. Fast alle kennen es, viele nutzen es hin und wieder, um das eigene Tun gegen Vorwürfe wie Respektlosigkeit, Unverfrorenheit oder Intoleranz zu verteidigen: „Was darf Satire? Alles“ (Tucholsky 2004, S. 215). Unter dem Pseudonym „Ignaz Wrobel“ sinnierte der subversive Publizist zu Beginn der Weimarer Republik über das Wesen jener Spottdichtung, die herrschende Zustände in überspitzter Form zu entlarven trachtet. Ein Satiriker ist für ihn „ein gekränkter Idealist: er will die Welt gut haben, sie ist schlecht, und nun rennt er gegen das Schlechte an“ (ebd., S. 213). Dabei kommt es für Tucholsky aber unbedingt auf die Perspektive an. Satire nämlich gewinne ihre Daseinsberechtigung erst dadurch, dass sie es wage, „dem dicken Kraken an den Leib zu gehen, der das ganze Land bedrückt und dahockt: fett, faul und lebensstötend“ (ebd., S. 214).

Kai Twilfer dürfte irgendwann in seinem Leben auch einmal auf diesen Text gestoßen sein. Der Autor und Unternehmer hat das mit dem dicken Kraken aber offenbar völlig falsch verstanden. Tucholsky meinte damit natürlich das in bürgerlichen Kreisen trotz allen pseudokritischen Krisengebrabblers noch immer verpönte „K“-Wort; also vor allem die Strukturen und Akteure, die mithilfe jenes Kapitalismus allerlei Macht und Herrschaft ausüben, um die arbeitende Klasse für die eigenen Zwecke auszubeuten und zu unterdrücken. Twilfer scheint dagegen zu glauben, Tucholsky liefere mit dem Bild von den „faulen, fetten Kraken“ ein Abbild jener Menschengruppe, die man in der viel gerühmten „Mitte der Gesellschaft“ seit einigen Jahren gerne anmaßend als „Unterschicht“ bezeichnet und mit Attributen wie „faul, fett, dumm“ apostrophiert. Anders ist es nicht zu erklären, dass er seinen Roman mit dem Titel „Schantall, tu ma die Omma winken!“ ernsthaft als „Satire“ bezeichnet.

Mit dem Buch verfolgt Twilfer eigentlich nur ein einziges Ziel: Er will die populären Klischees über den „Unterschichtspöbel“ reproduzieren. Der Sozialarbeiter Jochen berichtet darin von seiner zum Scheitern verurteilten Mission, die „chaotische Unterschichtenfamilie“ namens Pröllmann (!) aus dem Ruhrgebiets-Städtchen „Bochtrop-Rauxel“ (S. 11) zu betreuen und sie „ein klein wenig auf den rechten Pfad der gesellschaftlichen Tugend zurückzuholen“ (S. 206), und zwar mithilfe von „Bildung und Kultur“, wie der Autor mit breitestem Larry-Hagman-Grinsen im Werbevideo zum Buch erklärt. Dabei geht es ihm „nicht so sehr um wirtschaftliche Armut, die eigentlich kaum existenzbedrohend vorhanden ist“ (S. 217), sondern „darum, ein Weltbild eines überaus faszinierenden Menschenschlags zu zeichnen, der seine Kinder eben lieber Samantha oder Dustin nennt statt Anna-Sophie oder Maximilian“ (S. 9).

Um dem Buch nun den Anschein von Realitätsnähe zu verpassen, arbeitet Twilfer mit einem am Ende eines jeden der zehn Kapitel wiederkehrenden Schema. Zunächst berichtet sein

Sozialarbeiter von einer bestimmten Episode aus dem Leben der Titelheldin, bevor er anschließend ein mit „Was hängen blieb“ überschriebenes Resümee zieht und die gewonnenen „Einsichten“ über das bizarre Leben der Schantall als aus seiner Sicht falsche Lebensweise der „Unterschicht“ verallgemeinert. Nach und nach handelt Jochen kleine Schlaglichter aus seinem Alltag mit den Pröllmanns ab, darunter ein Besuch im Fastfood-Restaurant zum Geburtstag des Sohnes „Tschastin“, Erlebnisse mit dem 3er-BMW des Bruders Jason, eine feuchtfröhliche Feier in der Plattenbau-Wohnung der Familie, Schantalls Urlaub in Lloret de Mar oder eine Shoppingtour mit Freundin Chayenne.

## **Mustergültiges Exempel für das „Hau-den-Proll“-Spiel**

Einen logischen Handlungsstrang gibt es hier also nicht. Vielmehr entsteht im Laufe der Lektüre der untrügliche Verdacht, dass sich Twilfer vorab eine Liste mit rein diffamierenden Klischees über bildungsbürgerferne und materiell arme Menschen zurechtgelegt hat, um anschließend in die Tasten hauend mal so richtig über deren „niveauarmer Alltagskultur“ (S. 216) herzuziehen. Da kauft sich die arbeitslose Schantall im „heimatstädtischen Textil-Billigmarkt“ (S. 11) ihre „High-Heels“ (S. 12), „Glitzertops und Leggins“ (S. 17) sowie Pflegeprodukte für „ihre mit Extensions verlängerten blonden Haare“ (S. 64). Genüsslich trinkt sie „Dosensekt“ (S. 65), und weder ihre „Gluckenmutter Hildegard“ (S. 74) noch Vater Günter mit seinen „den Zigaretten geschuldeten Hustenbeschwerden“ (S. 33) sind dem regelmäßigen „Besäufnis im Wohnzimmer der Pröllmanns“ (S. 75) abgeneigt, während alle gemeinsam wahlweise in ihren „98-Zoll-Fernseher“ (S. 77) starren oder sich mit „Best-of-Mucke von Andrea Berg“ (S. 40) bei Laune halten.

Ihre Ernährung besteht größtenteils aus „Monsterpizza, Red Bull-Paletten“ (S. 33), zum Frühstück aber auch gerne mal aus „einer Flasche Cola und einer Packung Cornflakes“ (S. 83). Pröllmanns Wohngegend mit einer „eingeschlagenen Glashaustür mit fünfhundert Klingelschildern“ sowie einer „ähnlichen Anzahl an kunstvoll verbogenen Briefkästen“ (S. 75) versprüht den Odem der Verwahrlosung und „die im Hause Pröllmann vorhandene Anzahl an Geschirrstücken aus Porzellan entspricht in etwa der der vorhandenen Bücher im Wohnzimmer. Also irgendwas zwischen zwei und fünf“ (S. 76f.).

Dass die junge Schantall bereits Mutter ist, nimmt natürlich in der Auflistung ihrer Schandtaten unangefochten den Spitzenplatz ein: „Kinderkriegen schien ihr trotz sehr eingeschränkter Einkommensverhältnisse hip und modern und ab dem gesegneten Alter von 23 auch mehr als überfällig“ (S. 13). Ihr Balg hat sie jedoch gar nicht im Griff, denn „die Verschönerungen mit Filzmalern und Pokémonaufklebern“ (S. 80) an den Tapeten der Wohnung stammen vom kleinen Tschastin. Auf ein Dasein als Arbeitssklave wird er skandalöserweise nicht vorbereitet, was für Jochen die „frühmorgendlichen Aufstehzeiten ab circa 11.00 Uhr“ (S. 83) demonstrieren. Und wir lernen daraus im „Was hängen blieb“-Fazit:

*„In vielen Fällen sind die Familienverhältnisse und die Nachwuchsfrage der häufig bildungsfernen Unterschicht leider eher auf Masse als auf Klasse ausgerichtet. (...) Die Anzahl der in die Welt gesetzten Kinder in Familien wie den Pröllmanns steigt in vielen Fällen proportional zur fallenden Quotientenkurve des Intellekts. Zusammenhängen mag das mit der Vermutung, dass zu einem Zeitpunkt, während sich Normalbürger in der gymnasialen Oberstufe noch mit dem mathematischen Kern von Matrizen beschäftigen, Teenies wie Schantall eher mit dem wippenden Kern von Matratzen zu tun haben. (...) Zudem wird die gymnasiale Oberstufe von Leuten wie den Pröllmanns gern mit Orten wie Tschernobyl oder Fukushima verwechselt; ein Grund und Boden also, wo anscheinend nur Verstrahlte zu finden sind und den man tunlichst vermeiden sollte.“ (S. 32)*

Hier liefert Twilfer die drei im gesellschaftlichen Diskurs häufigsten Vorwürfe gegen die „Unterschichtler“. Zum einen setzen sie dieser Logik zufolge aufgrund ihrer gefühlskalten Sex- Obsession („Das Wort ‚Liebe‘ war zwar immer schnell gefallen, aber ernsthaft praktiziert wurde sie

nie“; S. 132) viel zu viele unnütze Gören in die Welt, die keinen adäquaten Beitrag zu Erb- und Volksgesundheit sowie zur ökonomischen Vormachtstellung des deutschen Vaterlandes leisten (man denke etwa an die Äußerung des heutigen Bundesgesundheitsministers Daniel Bahr im Jahr 2005: „In Deutschland kriegen die Falschen die Kinder – nur die sozial Schwachen“). Außerdem seien sie allesamt strunzdumm und kämen daher als anerkannte Mitglieder der Gesellschaft nicht in Frage. Und schließlich die Königsdisziplin des „Hau-den-Proll“-Spiels: Materielle Armut und fehlende formale Bildung werden ausschließlich auf individuelles Versagen zurückgeführt. In Kombination mit dem naturalisierten Verständnis des Gemeinwesens als „Leistungsgesellschaft“ werden damit jegliche soziale Ungleichheiten als gerecht hingenommen.

## **Hartz IV verschärft den Hass auf die „Unterschicht“**

Ob ein solches Buch vor zwanzig Jahren in dieser Form überhaupt in einem deutschen Publikumsverlag hätte erscheinen können, darf mit gutem Recht bezweifelt werden. Als 1979 in Großbritannien eine gewisse Margaret Thatcher an die Macht kam, begann dort eine beispiellose Ära der Demontage aller Organisationen und Errungenschaften der Arbeiterklasse. Da die sozialdemokratischen Regierungen unter Tony Blair und Gordon Brown sich später ebenso als willige Vollstrecker der neoliberalen Thatcher-Politik zeigten wie alle anderen konservativen Administrationen, hat sich auf der Insel bis heute ein soziales Klima entwickelt, in dem der Hass auf materiell arme Menschen in der Mittel- und Kapitalistenklasse praktisch zum guten Ton gehört (siehe die [Rezension in dieser Ausgabe](#) zu Owen Jones' Buch „Prolls“). Mit der durch die rot-grüne Bundesregierung vor zehn Jahren initiierten „Agenda 2010“, die den deutschen Sozialstaat einiger seiner Grundprinzipien beraubt hat, setzte auch im selbst ernannten Land der Dichter und Denker eine solche Entwicklung ein. Denn seither hat das Paradigma der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik hier Einzug gehalten. Darin wird Sozialpolitik

*„Teil eines politisch-ökonomischen Gezeitenwechsels, Teil einer gesellschaftspolitischen Mobilisierung der Subjekte, der programmatischen Bezugnahme auf ökonomische Semantiken des Wettbewerbs und der Mobilität, der Innovation und Beschleunigung, der Anpassungsfähigkeit und Alternativlosigkeit“ (Lessenich 2008, S. 136).*

Das impliziert eine „moralisierende Delegitimierung nicht-erwerbstätiger Lebensformen“ (ebd., S. 218). Solidarisch finanzierte Ruhezeiten gibt es tendenziell nicht mehr. Das Gemeinwohl besteht hier in der Pflicht des Individuums, ein Fremdhilfe vermeidendes (und selbige als asozial verstehendes) Verhalten an den Tag zu legen.

Wenn jemand nicht von seinem Einkommen leben kann, ist er selbst schuld, liegt diesem Verständnis nach zugleich der Gemeinschaft auf der Tasche und verdient es, öffentlich an den Pranger gestellt zu werden, wie es etwa im Jahr 2010 mit dem Langzeiterwerbslosen Arno Dübel geschehen ist, der von *BILD* als „Deutschlands frechster Arbeitsloser“ monatelang verächtlich über den Boulevard gezogen wurde (vgl. Baron/Steinwachs 2012). Es gilt die Regel: Wo es vorher eine Mitverantwortung für (unverschuldet und verschuldet) in Not geratene Menschen gab und Verunglimpfungen fauler Arbeitsloser in eindeutiger Abgrenzung zu den ehrlichen Arbeitslosen stattfanden, sind jetzt fast alle Formen des Transferleistungsempfangs abzulehnen. Dieser wird seinerseits zu einer Projektionsfläche der ausgeprägten Antipathie für all jene, die Angst vor ihrem eigenen sozialen Absturz verspüren, der in Zeiten des Neoliberalismus zur allseits vorhandenen Drangsal geworden ist. Jede Beanspruchung der öffentlichen Finanzen durch wenig Privilegierte soll in dieser Welt vor allem von der Mittelklasse als Affront auf die eigenen Lebenschancen interpretiert werden.

Ganz in diesem Sinne reitet Twilfer in seinem Buch auf der Aktivierungswelle. Etwa, wenn er Schantall als arbeitsscheu darstellt („Schantall besaß regelmäßig ein Gespür dafür, wie man ein ohnehin ins Karrierenix verlaufendes Gespräch noch etwas verkürzen konnte, um rechtzeitig in die Welt von Hartz IV zurückkehren zu können“, S. 100) oder süffisant kommentiert, dass Menschen

wie Schantall hin und wieder aus ihrem Alltag ausbrechen und „in den immer selbstsicherer so betitelten ‚wohlverdienten‘ Urlaub“ (S. 51) entschwinden, statt sich in heimischen Gefilden für einen Euro pro Stunde ans Toilettenputzen zu machen. Auch thematisiert Twilfer immer wieder den angeblich maßlosen Konsum der „Unterschicht“: „Das oft sinnlose Geldausgeben für billige Artikel (...) scheint ein typisches Merkmal für Schantalls und ähnlich gepolte Damen und Herren dieser Gattung Mensch zu sein“ (S. 26). Zeile um Zeile wird klarer: In geradezu mustergültiger Manier hat da einer die Funktionsweise des neoliberalen Kapitalismus verinnerlicht.

## Sarrazin lässt grüßen

Eben weil es aber um das argumentative Repertoire dieses Neoliberalismus armselig bestellt ist, geht Twilfer folgerichtig nach etwa 100 Seiten die Puste aus, denn nun ebbt die als Schenkelklopfer getarnte Beleidigungsorgie auf Kosten der gesellschaftlich Marginalisierten zunehmend ab, weil der Autor offenbar das gesamte Pulver aus seinem klassistischen Kalauerkästchen bis dahin bereits verschossen hat. Jochens Erlebnisse werden nur noch durch einige langatmige Passagen über Schantalls zwischenzeitlichen Aushilfsjob im Supermarkt, ihre amourösen Ambitionen oder einen familiären Kirmesbesuch weitererzählt. Die zentrale Botschaft wird weiterhin immer wieder deutlich vermittelt. Am bezeichnendsten kommt sie aber im erwähnten Werbevideo zum Tragen, wenn Twilfer sein Verallgemeinerungs-Anliegen explizit macht. Er formuliert dies in einer Grammatik, mit der er seiner Schantall („Tschastin, tu dich ma beeilen! Wir wollen doch jetzt mit die anderen Kinder bei Mcdoof gehen“, S. 31) in nichts nachsteht: „Jeder kennt vielleicht jemanden aus seinem Alltag, wo er vielleicht beim Lesen des Buches sagt: Die is genauso!“

Es handelt sich hier aber nicht nur um ein Pamphlet des Hasses gegen all jene, die durch die kapitalistischen Strukturen eigentlich schon genug Diskriminierung und Ausgrenzung erfahren, sondern – und das ist bei diesem Buch fast ebenso ärgerlich – auch um einen stilistischen Offenbarungseid. Twilfers holprige Schreibe liest sich überwiegend, als sei sein Jochen im Führerscheinamt eingeschlafen und bei der Bewilligungsstelle für Bewilligungsbescheide wieder aufgewacht. Der fast vollständige Verzicht auf mehr als drei Verben wird durch seinen kleinen Notvorrat an Adjektiven nicht aufgewogen, der ohnehin nur dazu dient, die vermeintlich naturgegebenen Eigenschaften der bösen „Unterschicht“ als zutiefst diabolisch zu prononcieren. Erstaunlich, dass sich solch ein Machwerk tatsächlich wochenlang an der Spitze der *SPIEGEL*-Taschenbuch-Bestsellerliste halten kann.

Damit lässt sich das Buch über weite Strecken wie ein besonders schlecht geschriebenes Film-Drehbuch zu Sarrazins „Deutschland schafft sich ab“ lesen. Frei nach dem Motto: „Wenn wir nicht den bildungsfernen Migranten- und Unterschichtspöbel zu jeglicher nur denkbaren Form von schlecht bezahlter Erwerbsarbeit zwingen, dann wird Deutschland in wenigen Jahrzehnten hemmungslos verblöden und sich in spätrömischer Pröllmann-Dekadenz selbst zugrunde richten“. Werke wie „Schantall“ leisten die nötige ideologische Schützenhilfe, um auch hierzulande bei der zunehmend prekär beschäftigten und mit Abstiegsängsten konfrontierten Arbeiterklasse das soziale Klima weiter in Richtung eines blanken Hasses von allen Seiten auf die erniedrigten, geknechteten, verlassenenen, verächtlichen Wesen zu schüren. Dass ein Buch wie dieses als Satire durchgeht, ist dabei schon traurig genug. Lässt sich doch beim Lesen jeder Zeile nicht nur auf dem schwedischen Friedhof Mariefred lautstark unter der Erde das grollende Donnern vernehmen, verursacht durch das entsetzte Rotieren des ollen Tucholsky in seinem seligen Grab.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Baron, Christian / Steinwachs, Britta (2012): *Faul, frech, dreist. Die Diskriminierung von Erwerbslosigkeit durch BILD-Leser\*innen*. Edition Assemblage, Münster.

Lessenich, Stephan (2008): *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. Transcript, Bielefeld.

Tucholsky, Kurt (2004; zuerst 1919): Was darf Satire? In: Kurt Tucholsky: Panter, Tiger & Co. Eine Auswahl aus seinen Schriften und Gedichten. Herausgegeben von Mary Gerold-Tucholsky. 55. Auflage. Rowohlt, Hamburg. S. 213-215.

Kai Twilfer 2013:

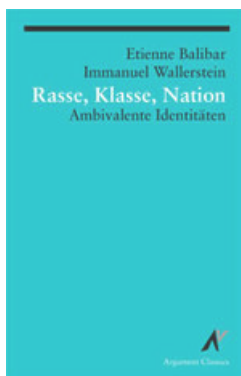
Schantall, tu ma die Omma winken! Aus dem Alltag eines unerschrockenen Sozialarbeiters. Schwarzkopf und Schwarzkopf, Berlin.

ISBN: 978-3-86265-219-8.

208 Seiten. 9,95 Euro.

**Zitathinweis:** Christian Baron: Ein ideologisches Lehrstück. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1146>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Rassismus und Klassenverhältnisse



Étienne Balibar, Immanuel Wallerstein  
Rasse, Klasse, Nation  
Ambivalente Identitäten

*Das bereits vor mehr als 20 Jahren erschienene Buch ist in Zeiten der Krise des Kapitalismus nach wie vor hochaktuell.*

Rezensiert von [Heinz-Jürgen Voß](#)

Die aktuellen und nicht mehr abebbenden Krisenerscheinungen des Kapitalismus machen dringlich deutlich, wie notwendig es ist, eine gerechte Gesellschaftsordnung zu entwickeln. Marxistische Theorien liefern hierfür eine Basis, die es weiterzuentwickeln gilt, wobei gerade aus den praktischen Fehlern und theoretischen Leerstellen des Ende der 1980er Jahre zusammengebrochenen Staatssozialismus zu lernen ist. Durch die „neue Marxlektüre“ im Anschluss an Michael Heinrichs „Kritik der politischen Ökonomie“ (theorie.org) wurde dieser Lernprozess erheblich befeuert und es zeigt sich in Gesprächen, auf Blogs und in Zeitschriften, wieviele Menschen über Herrschaftsverhältnisse nachdenken und dabei auch verstehen wollen, wie Rassismus, Sexismus und Klassenunterdrückung miteinander verschränkt sind und was die Privilegierten von den Unterdrückten und Ausgebeuteten scheidet.

Einige Publikationen – auch aus den 1980er Jahren – können dem Nachdenken neue Impulse geben. Neben den Arbeiten von Étienne Balibar und Immanuel Wallerstein – von denen eine gemeinsame Schrift im Folgenden vorgestellt wird – sind es gerade die Bücher von Angela Davis, Gayatri Chakravorty Spivak, Kimberlé Crenshaw und Samir Amin, die weitergehende Einsichten versprechen. Sie alle fokussieren Rassismus und Sexismus und ihre Bedeutung für Klassenunterdrückung. Und sie denken global: Nur wenn wir gleichermaßen das kapitalistische Zentrum und die Überausbeutung der Peripherie im Blick haben, wird es uns möglich, Kapitalismus adäquat zu analysieren.

Balibar und Wallerstein untersuchen in „Rasse Klasse Nation: Ambivalente Identitäten“ die Entstehung von Rassismus in den europäischen Staaten und seine Bedeutung. Gab es zuvor regional unterschiedlich immer wieder „Fremdenfeindlichkeit“, so bedeutete Rassismus etwas grundsätzlich Neues und es wurde mit ihm und seinem Aufkommen ab der *Reconquista* im Jahr 1492 (Balibar, S. 32, 67) die Feindlichkeit gegenüber Menschen wirtschaftlich und gesellschaftlich *funktional*. Die im Band zusammengestellten Aufsätze, jeweils von einem der beiden Autoren verfasst, geben wichtige Anregungen, um gegen Rassismus streiten zu können, und sie zeigen Diskussionen, die Balibar und Wallerstein – kollegial – untereinander führten, mit dem Ziel, die Verhältnisse verstehen und möglicherweise praktische Antworten entwickeln zu können.

## Kapitalismus ohne Klassen? – Die Leerstelle der Theorie

Während es für die Privilegierten angesichts der Reallohnsteigerungen und Verbesserung der Arbeitsverhältnisse etwa in der Bundesrepublik der 1960er und 70er Jahre ein Leichtes war, der marxischen These der sich zuspitzenden Verelendung des Proletariats zu widersprechen und das Ende des Klassengegensatzes auszurufen (Wallerstein, S. 154f.), waren gerade im

deutschsprachigen Raum auch die marxistischen Antworten schwach: Man versuchte und versucht es zum Teil noch immer, alle Lohnabhängigen in der Bundesrepublik unter einem gemeinsamen Klasseninteresse zu vereinen, ohne dabei die teils verschiedenen Interessen der Menschen zu reflektieren. Unter anderem tariflich gut abgesicherte Lohnabhängige werden andere Ziele als wichtig betrachten, als Menschen, die absolut arm leben und wechselnder prekärer Beschäftigung nachgehen müssen. Balibar führt aus, dass Marxist\_innen einerseits übersähen, dass die „Arbeiterorganisationen (...) niemals die gesamte Arbeiterbewegung ‚vertreten‘“ hatten (Balibar, S. 209) – bezogen auf die Staaten des kapitalistischen Zentrums –, und dass sie andererseits die globale Perspektive vernachlässigten:

*„Tatsächlich ist die Polarisierungshypothese [von Marx, Anm. HV] historisch richtig, und das läßt sich durchaus empirisch nachweisen, wenn wir als Berechnungseinheit das zugrundelegen, was für den Kapitalismus wirklich von Bedeutung ist: die kapitalistische Weltwirtschaft.“*  
(Wallerstein, S. 157)

Erst durch die Überausbeutung des globalen Südens gelinge ein relativer Wohlstand einiger der Lohnabhängigen des globalen Nordens. Aber auch im Norden profitierten nur einige von den Verbesserungen, während insbesondere rassistisch und auch sexistisch – „die beiden [sind] de facto eng miteinander verbunden“ (Wallerstein, S. 46) – für viele Menschen schlechte Lebensverhältnisse festgeschrieben wurden und werden. Es ist gut nachvollziehbar, dass die Interessen und die Bereitschaft für Kämpfe für gesellschaftliche Veränderungen zwischen den verschiedenen Gruppen der Subalternen der Peripherie, den schlecht entlohnenden Arbeitenden im kapitalistischen Zentrum und den gut entlohnenden Arbeitenden unterschiedlich ausgeprägt sind und sie jeweils verschiedene Fokusse verfolgen. Dem gilt es in der Analyse und im praktischen Handeln Rechnung zu tragen.

*„Der Grund dafür ist nicht ein Zurückbleiben des Bewußtseins, sondern die irreduzible Verschiedenheit der Interessen, der Lebens- und Diskursformen, die die proletarisierten Individuen kennzeichnen, wie stark auch die Zwänge der Ausbeutung auf ihnen lasten (ganz zu schweigen von den verschiedenen Formen der Ausbeutung).“* (Balibar, S. 209)

## **Organisierung von Unterdrückung und Ausbeutung**

Die gesellschaftliche Organisation im Kapitalismus ist stets instabil. Eigentlich müsste etwa Rassismus schon allein mit Blick auf Gewinninteresse kapitalistisch äußerst problematisch sein, weil er – zielt er auf Mord und Vertreibung von Menschen – das Arbeitskräftepotenzial beschränkt. Als ebenso problematisch müssten sich Staaten erweisen, weil sie den Kapitalfluss behindern. Einerseits müssten so also die Interessen der Privilegierten dahin gehen, diese Kategorien und Systeme aufzulösen, andererseits stellt sich gerade daher die Frage, warum sie noch nicht aufgelöst sind, was sie also den Privilegierten nützen. Hierauf zielt der Kern der Arbeit von Balibar und Wallerstein. Sie arbeiten heraus, wie Rassismus erstens im Zusammenhang mit der Konstituierung von Klassen aufkommt – irgendwie muss im Kapitalismus schließlich klar sein, wer Lohnarbeit beziehungsweise anderweitig ausgebeutet wird und wer privilegiert ist. Und sie zeigen zweitens, wie Rassismus konstitutiv für die Ausbildung von „Staat“ und „Volk“ ist – über ihn können Ein- und Ausschluss in diese flexibel organisiert werden. Und sie arbeiten damit heraus, dass *Rassismus* und seine Bedeutung nicht einfach auf *Klasse* zu reduzieren ist, vielmehr erzeugt er für viele Menschen ganz konkrete Verhältnisse, in denen sie bedroht werden und gezwungen sind, unter schlechten Lebensbedingungen zu leben – auch im Vergleich zu den Lohnabhängigen der weißen und christlich geprägten europäischen Mehrheit.

Letztlich erfüllt Rassismus Aufgaben in Hinsicht der Abgrenzung Privilegierter von Ausgebeuteten und der Diversifizierung der (ausgebeuteten) Menschen. Und Balibar arbeitet hierfür die gemeinsamen Begründungszusammenhänge rassistischer Unterscheidung und der Einteilung nach Klassen heraus. Kapitalistisch war „die natürliche Veranlagung gewisser Menschen für die



ermüdenden, schmutzigen, monotonen Arbeiten (...), die zwar körperliche Kraft, aber weder Intelligenz noch Initiative erfordern“ und der „tiefverwurzelte (...) Hang“ dieser Menschen „zur ‚systematischen Faulenzerei‘“ nachzuweisen; davon ausgehend konnte begründet werden, dass solche Menschen „einen Meister [brauchen], der [sie] dazu anhält, gemäß [ihrer] Natur zu arbeiten“ (Balibar, S. 254).

*„[Z]unächst galt es [so], die Masse der ‚Elenden‘ zu spalten (indem insbesondere der Bauernschaft und den ‚traditionellen‘ Handwerker die Qualität der nationalen Authentizität, der Gesundheit, der Moral, der rassischen Integrität zugesprochen wurde, die genau im Widerspruch zur Pathologie der Industriearbeiter stand); sodann waren die Merkmale der ‚arbeitenden Klassen‘ insgesamt, also die Gefährlichkeit und die Erblichkeit, auf die Fremden zu übertragen, insbesondere auf die Einwanderer und die Kolonisierten.“ (Balibar, S. 254)*

Neben der Funktion für *Ausbeutungshierarchien* erfüllte und erfüllt Rassismus Bedeutungen bei der Herausbildung von „Nation“ und „Volk“ – und ermöglicht veränderliche Ein- und Ausschlüsse in diese sowie Abgrenzungen eines Staates gegenüber anderen und imperialistische Strategien.

Der aktuelle Rassismus arbeite weniger mit direkten Naturalisierungen, vielmehr werden Kulturen konstruiert, die als unvereinbar untereinander dargestellt werden. Ist dabei ein zentraler Angelpunkt Antisemitismus, zielt Rassismus aktuell insbesondere gegen Araber\_innen und „den Islam“:

*„Es hat immer schon einen Rassismus gegeben, für den der pseudobiologische Rassenbegriff kein wesentlicher Springpunkt war – nicht einmal auf der Ebene seiner sekundären theoretischen Ausarbeitungen. Sein Prototyp ist der Antisemitismus. Der moderne Antisemitismus – jener also, der sich im Europa der Aufklärung herauszukristallisieren beginnt, d.h. ausgehend von der etatistischen und nationalistischen Wendung, die das Spanien der Reconquista und der Inquisition dem theologischen Antijudaismus gegeben haben – ist bereits ein ‚kulturalistischer‘ Rassismus. Gewiß haben die körperlichen Stigmata darin einen bedeutenden phantasmatischen Stellenwert, jedoch eher als Zeichen einer tiefsitzenden Psychologie, eines geistigen Erbes, denn eines biologischen Erbgutes. Diese Zeichen sind sogar, wenn man das so sagen kann, um so verräterischer, desto weniger sichtbar sie sind, und der Jude ist um so ‚echter‘, je unerkennbarer er ist. Sein Wesen besteht darin, eine kulturelle Tradition und ein Ferment moralischer Zersetzung zu bilden. Der Antisemitismus ist also differentialistisch par excellence – und unter einer Vielzahl von Gesichtspunkten läßt sich der gegenwärtige differentialistische Rassismus seiner Form nach als ein verallgemeinerter Antisemitismus betrachten. Dieser Hinweis ist besonders wichtig, um die gegenwärtige Feindschaft gegenüber den Arabern [...] zu begreifen. Sie ist verbunden mit einem Bild des Islam als einer mit dem europäischen Denken (européicité) unvereinbaren ‚Weltanschauung‘ und als eines auf universelle ideologische Herrschaft angelegten Unternehmens, d.h. sie verwechselt systematisch ‚Arabertum‘ und ‚Islamismus‘.“ (Balibar, S. 32, Herv. i.O.)*

## **Bedingungen in der neoliberalen Leistungsgesellschaft**

Wurde bisher schon deutlich, dass die klassistische und rassistische Unterscheidung der Menschen daran angeschlossen, dass viele der Menschen als physisch und psychisch nicht tauglich für bestimmte Arbeiten dargestellt wurden, so gilt das auf etwas andere Weise auch in der aktuellen „Leistungsgesellschaft“ (Wallerstein, S. 42). Unter dem Motto „freie Fahrt dem Tüchtigen“ (ebd.) werden die unterschiedlichen Positionen der Menschen als Ausdruck ihrer verschiedenen Fähigkeiten und insbesondere ihrer divergierenden Leistungsbereitschaft dargestellt. Damit werde – so zeigt Wallerstein – der aktuelle Kapitalismus im Vergleich zu seinen früheren Ausformungen noch stabilisiert. Nun

*„wird die Mißgunst der einkommensschwächeren gegenüber den vermögenden Schichten geringer sein, weil, so lautet das Argument, diese Differenzen auf der Grundlage von Leistung und Verdienst gerechtfertigt werden, und nicht unter Berufung auf die Tradition. Man denkt, mit anderen Worten, daß ein durch Leistung erworbenes Privileg für die meisten Menschen moralisch und politisch akzeptabler sei als ein vererbtes Vorrecht.“ (Wallerstein, S. 42f.)*

## **Fazit**

Die Darstellungen sind nur ein rascher Durchgang durch zentrale Thesen des Buches. Auch zur Reproduktionsarbeit (S.46f.) – Wallerstein wendet sich dort der Verschränkung von Rassismus und Sexismus zu – und zum Erlernen von Identitäten (S.104f.) finden sich interessante Ausarbeitungen. Die Ausführungen zu „Staat“ und „Volk“ konnten in der Besprechung nur gestreift werden. Und so ist das Buch „Rasse Klasse Nation: Ambivalente Identitäten“ gerade für die aktuellen Debatten und ihre Fortentwicklung als Impuls sehr zu empfehlen. Auch eine Neuauflage durch den Argument-Verlag wäre sehr zu begrüßen!

Étienne Balibar, Immanuel Wallerstein 1998:

Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. 2. Auflage.

Argument, Hamburg/Berlin.

ISBN: 978-3886193868.

279 Seiten. 49,90 Euro.

**Zitathinweis:** Heinz-Jürgen Voß: Rassismus und Klassenverhältnisse. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1139>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Reproduktionsverhältnisse, Küche und Kapitalismus



**Silvia Federici**

Aufstand aus der Küche

Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution

*Der Band des Autor\_innenkollektivs Kitchen Politics umfasst drei Essays Silvia Federicis, in denen sie sich mit der Rolle der Reproduktionsarbeit unter globalisierten kapitalistischen Verhältnissen auseinandersetzt.*

Rezensiert von [Rita Werth](#)

Der erste Band der neuen Reihe *Kitchen Politics - queerfeministische Interventionen* beim Verlag edition assemblage widmet sich ausgewählten Schriften der 1942 im italienischen Parma geborenen Silvia Federici. Sie ist emeritierte Professorin für politische Philosophie und Women Studies der Hofstra University in New York. 1972 gründete sie das *International Feminist Collective* mit, das vor allem durch die internationale Kampagne *Lohn für Hausarbeit* bekannt wurde. Werke von ihr sind unter anderem „Revolution at Point Zero“ (2012) und „Caliban and the Witch: Women, the Body, and Primitive Accumulation“ (2004), das kürzlich auch in deutscher Sprache beim Mandelbaum Verlag erschien und ebenfalls in dieser Ausgabe [rezensiert](#) wurde. Zudem hat sie zahlreiche Essays zu feministisch-marxistischer Theorie, Globalisierungskritik und in neuerer Zeit zu Konzepten der Commons veröffentlicht.

Die auch von Federici bereits in den 1970er Jahren formulierte feministische Kritik an Marx' Kapitalismusanalyse wird erneut aufgegriffen, in aktuelle gesellschaftliche Zusammenhänge gestellt und so erweitert. Dabei werden Perspektiven eröffnet und erläutert, die nicht nur für Queere Theorie inspirierend sind.

## Bekannte Kritik...

Die berechtigte feministische Kritik an Marx, die Bedeutung von Reproduktionsarbeit innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht erfasst zu haben, ist nicht neu: Bei Marx ist wertschöpfende Arbeit unmittelbar mit der Warenproduktion verbunden, Reproduktionsarbeit ist für ihn somit nicht wertschöpfend und damit auch nicht Teil der kapitalistischen Akkumulation. Die Ökonomie hat zudem einen wesentlichen Einfluss auf die Geschlechterverhältnisse. Arbeit, die un(ter)bezahlt in Privathaushalten oder auch öffentlich als Betreuungs- und Pflegearbeit geleistet wird, ist wenig anerkannt. Aufgrund der Tatsache, dass Reproduktionsarbeit Teil der kapitalistischen Arbeitsorganisation ist, muss davon ausgegangen werden, dass sie keine selbstbestimmte Tätigkeit darstellt, die aus lauter Nächstenliebe und reiner Fürsorge entsteht. Nachdem sämtliche öffentliche Sozialleistungen enorm gekürzt wurden, werden reproduktive Tätigkeiten als wertschöpfende Dienstleistungen organisiert, privatisiert und müssen käuflich erworben werden. Die Reproduktionsarbeit ist jedoch – so die Kritik – genau wie die Care- oder Sorgearbeit überhaupt Voraussetzung für die Produktion von Gütern – ohne Versorgung von Menschen keine Arbeitskraft, ohne Arbeitskraft keine Produktion. Care-Arbeit unterliegt damit auch der gültigen ökonomischen Logik, fortlaufend optimiert werden zu müssen. Der Zeitaufwand für die Erbringung von Dienstleistungen, die im Zusammenhang mit persönlichen Beziehungen

(Kindererziehung et cetera) stehen, ist jedoch meist nicht reduzier- und damit nicht optimierbar. Sie sind demnach tatsächlich kaum wertschöpfend im Sinne einer Produktivitätssteigerung und daher gering bezahlt. An diesem Punkt setzt die Kritik von Federici an der Linken im Essay „Counter-Planning from the Kitchen“ aus dem Jahr 1974 an.

Sie thematisiert die „Einigkeit über die marginale Bedeutung der Hausarbeit für die Reproduktion des Kapitals“ (S. 107) in der Linken und die damit verbundene reproduzierte Spaltung der Arbeiter\_innenklasse. Durch den Ausschluss nicht-entlohnter Arbeit aus einer linken Kapitalismusanalyse bleibt diese notwendig unvollständig, schlimmer noch: Indem die Unterdrückung der Frau auf ihren Ausschluss von der Lohnarbeit zurückgeführt wird, soll diese durch die Einbindung von Frauen in Lohnarbeit – also auch in die kapitalistischen Produktionsverhältnisse – überwunden werden, womit Frauen als – zwar nun sichtbarer – Teil dieser Verhältnisse noch mehr arbeiten und noch mehr ausgebeutet werden. Damit einher geht die Forderung an die Linke, sich von einer Ideologie mit grundlegend kapitalistischer Logik zu verabschieden und im Sinne der gesamten Arbeiter\_innenklasse – unabhängig von Lohn-beziehungsweise Nicht-Lohnarbeit – zu agieren.

Federici übt nicht nur Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch an der Linken. Diese habe den Lohn als dasjenige Kriterium akzeptiert, anhand dessen sie Menschen in revolutionäre und nicht-revolutionäre Subjekte einteilt (Arbeiter\_innen: revolutionär, Hausfrauen: nicht-revolutionär) und dadurch eine Machthierarchie erzeugt, die letztlich zur Spaltung führt. Aus dieser Kritik heraus rechtfertigt sie die Einführung eines Lohnes für Hausarbeit. Dabei geht es für sie um das Ziel, für den Kapitalismus „unbezahlbar zu sein“ (S. 126) durch einen Lohn, der letztlich alle Arbeit unökonomisch werden lässt. Es geht ihr darum, die Reproduktionsarbeit als spezifischen Teil der kapitalistischen Produktion zu begreifen (und somit innerhalb der linken Ideologie Hausfrauen als revolutionäre Subjekte anzuerkennen), um geeignete Formen des Widerstandes zu etablieren, anstatt „einen aussichtslosen Kampf für unsere Verlegung von einer Form und Stufe der Ausbeutung auf eine andere zu führen“ (S. 114). Die Frage, inwiefern die Einführung eines Lohnes für Hausarbeit zu einer Überwindung kapitalistischer Verhältnisse führen kann, wird nur recht schwammig beantwortet. Sie fordert einen Lohn, um aus dem Lohnverhältnis entlassen zu werden (S. 121), um gegen das kapitalistische Verhältnis, das der Lohn verkörpert, zu kämpfen (S. 122), um das Kapital „zahlen zu lassen“, für jeden Augenblick, „in dem wir im Dienste des Kapitals leben“ (S. 123) und zu zeigen, dass Hausarbeit kein biologisches Schicksal ist. Auch ohne einen Lohn zu bekommen, wird Frau durch das Kapital organisiert, durch einen Lohn soll die Arbeit jedoch anerkannt werden. Dabei wird der erkämpfte Lohn zwar noch nicht als Revolution gesehen, sondern lediglich als eine revolutionäre Strategie, „da es die Rolle unterläuft, die uns innerhalb der kapitalistischen Arbeitsteilung zugewiesen wird, wodurch sich die Machtverhältnisse innerhalb der Arbeiter\_innenklasse zu unseren Gunsten und zugunsten der Einheit der Klasse verändern“ (S. 125). Die Frage jedoch, wie die Weigerung, „uns selbst und andere als Arbeiter\_innen zu reproduzieren, als Arbeitskraft, als Waren“ (ebd.) mit der Forderung nach einem Lohn für genau diese Reproduktion in Einklang zu bringen ist, bleibt offen.

### **... mit neuen Bezügen...**

Im eigens für das vorliegende Buch verfassten Hauptbeitrag analysiert Federici auf der oben erläuterten Grundlage die aktuelle Lage der Reproduktionsverhältnisse im globalen Rahmen und zeichnet Entwicklungen und Strategien antikapitalistischer Kämpfe nach. Dabei werden auch Verbindungslinien zur Queer Theory sichtbar, da die Organisation sozialer und reproduktiver Verhältnisse eng mit der Frage nach Privilegierung und Hierarchisierung sexueller (Familien-)Beziehungen verknüpft ist. Die im globalen Norden durch das neoliberale Wirtschaftssystem verursachte Auflösung wohlfahrtsstaatlicher Umverteilung generiert ein wachsendes Bedürfnis nach Sicherheit, welche wiederum an tradierten Vorstellungen heteronormativer Familien- und Versorgungsverhältnisse orientiert ist. Federici weist darauf hin, dass der Kapitalismus auf eben diese Formen heterosexueller Familienorganisation angewiesen ist, um die Reproduktion der Ware

Arbeitskraft am Laufen zu halten. Hierbei wird deutlich, dass und wie das Persönliche, die sogenannte Privatsphäre, als politisch zu verstehen ist, „als eine Sphäre von Produktionsverhältnissen und als ein Terrain antikapitalistischen Kampfes“ (S. 41). Die Frage, die sich daraus ergeben könnte, ist die nach den gesellschaftlichen (Reproduktions-)Verhältnissen, die herrschen müssten, um queere Lebensweisen und alternative Familienmodelle gleichberechtigt gegenüber den normativ herrschenden existieren zu lassen. Diese Frage wird im Buch zwar so nicht gestellt, implizit steht sie jedoch im Raum und aus der Lektüre ergeben sich für die geneigten Leser\_innen durchaus einige Antwortmöglichkeiten.

Den Abbau von Sozialleistungen sieht Federici in engem Zusammenhang mit der Entkräftung von antiautoritär bestrebten sozialen Kämpfen. Indem staatliche Investitionen in die Bildung und soziale Entwicklung der Bevölkerung immer weiter zurückgeschraubt werden und die Menschen darauf angewiesen sind, ihren Lebensunterhalt unter immer schwierigeren Bedingungen zu verdienen, um ihre Existenz zu sichern, würde ihnen auch Raum und Zeit genommen, um sich kritisch mit den Verhältnissen auseinanderzusetzen und dagegen zu kämpfen. Diese These mag in Teilen zutreffen, ist jedoch etwas zu simpel formuliert, da wohl nicht davon ausgegangen werden kann, dass alle Menschen sich tatsächlich kritisch positionieren würden, gäbe man ihnen unter anderweitig gleich bleibenden Bedingungen genug Zeit, Bildung und finanzielle Mittel, um dies zu tun.

Ein weiterer Bezugspunkt für die Beleuchtung der Entwicklung reproduktiver Arbeit wird mit der Globalisierung hergestellt, die Federici als „eine Reihe von politischen Maßnahmen, durch die das internationale Kapital auf die Arbeits- und Akkumulationskrise der 1960er und 1970er Jahre reagiert hat“ (S. 50) bezeichnet. Durch die globalisierten Verhältnisse – die „Informatisierung der Arbeit“ (S. 53) – ist es dem Kapital möglich geworden, sich weltweit in seiner Vormachtstellung zu etablieren und durch Entterritorialisierung die Ausbeutungsrate enorm zu steigern. Durch die Möglichkeit von Unternehmen, immer dort zu produzieren, wo die Bedingungen am günstigsten sind (sprich: geringste Lohnkosten, keine/kaum Rechte für Arbeitnehmer\_innen, strukturelle Zwänge et cetera), während die Arbeitnehmer\_innen nun auf globaler Ebene miteinander konkurrieren müssen, ist es dem Kapital gelungen, „aus der ‚ursprünglichen Akkumulation‘ einen dauerhaften Vorgang zu machen“ (S. 53). Flexibilisierung und Prekarisierung der Arbeit sowie flächendeckende Privatisierung und Kommerzialisierung von Gemeinschaftsgütern dienen dabei als Instrumente zur Absicherung der Machtverhältnisse.

In Bezug auf die Reproduktionsarbeit hat zwar eine gewisse Umverteilung von nicht-bezahlter Arbeit stattgefunden, jedoch meist nicht von Frau zu Mann, sondern von Frau zu Frau. Immer mehr Migrantinnen arbeiten – zumeist unter illegalisierten oder prekären Verhältnissen – in der Haus-, Pflege- und Betreuungsarbeit. Hinzu kommt bei ihnen noch die Arbeit in den eigenen Haushalten, wenn sie nicht darauf angewiesen waren, ihre eigenen Familien zu verlassen, um für andere reiche Frauen und Männer zu arbeiten. Federici sieht darin nicht eine unvorhergesehene Folge des Kapitalismus, sondern eine Struktur, die von ihm geradezu benötigt wird, um durch die so abgewertete Arbeitskraft Arbeitskosten zu begrenzen.

## **... und der Aussicht auf Besserung**

Im dritten Essay des Buches geht Silvia Federici auf die Rolle der Commons ein, in deren Wiederaneignung sie die Möglichkeit einer „Reorganisierung der Reproduktion“ (S. 84) sieht. Unter Commons versteht sie „etwas, was wir produzieren, ob beim Urban Gardening oder im Internet. Was allerdings damals wie heute relevant ist, sind der gemeinsame Entscheidungsprozess und die Form der Versammlung als eine Regierung von unten“, wie sie in einem Interview mit der Tageszeitung *taz* (10.10.12) meinte. Indem sie auf einige Beispiele kollektiver Aneignung und Verwaltung von Ressourcen unterschiedlicher Art – „[e]s gibt Land-, Wasser- und Luft-Commons, digitale Commons und Dienstleistungs-Commons“ (S. 89) – eingeht, zeigt sie Möglichkeiten für Veränderungen im Umgang mit gesellschaftlich-sozialen Organisationsformen auf. Dabei vergisst

sie nicht darauf hinzuweisen, dass auch Gemeingut unter bestimmten Vorwänden (wie Natur- oder Umweltschutz) marktkompatibel organisiert und der Zugang nur gegen Bezahlung ermöglicht wird. Hierbei spielen insbesondere die Weltbank und die Vereinten Nationen eine tragende Rolle, da sie unter anderem unter Berufung auf den Schutz der Artenvielfalt Gebiete privatisieren, und nur noch Menschen, die es sich leisten können, diese Gebiete nutzen.

Die große Frage ist also, wie eine antikapitalistische Ökonomie auf Grundlage einer Organisation der Commons entwickelt werden kann. Eine eindeutige Antwort gibt uns Federici nicht, sie findet allerdings einige Anregungen, die zum Weiterdenken und Mitgestalten einladen. Anhand der vielen Beispiele (von Urban Gardening über die Gründung von Kreditgenossenschaften bis zur Vergemeinschaftung und Kollektivierung sämtlicher Hausarbeit) macht sie deutlich, dass eine grundlegende Veränderung der aktuellen Verhältnisse nur durch „eine tiefgreifende Veränderung unseres Alltags“ (S. 99) erreicht werden kann.

Silvia Federici 2012:

Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution.

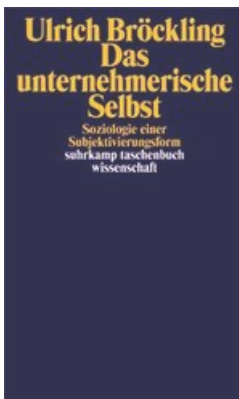
Edition Assemblage, Münster.

ISBN: 978-3-942885-32-4.

128 Seiten. 9,80 Euro.

**Zitathinweis:** Rita Werth: Reproduktionsverhältnisse, Küche und Kapitalismus. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1140>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Das Unternehmen Ich



**Ulrich Bröckling**  
Das unternehmerische Selbst  
Soziologie einer Subjektivierungsform

*„Sei aktiv“ lautet das Credo unserer Tage. Warum dieser Imperativ in alle Lebensbereiche dringt und wie er sich dort entfaltet, wird in diesem Standardwerk zu den Auswirkungen des Neoliberalismus anschaulich beschrieben.*

Rezensiert von [Andrea Strübe](#)

Der Begriff Neoliberalismus beschreibt vordergründig, nach welchen Prämissen ökonomische Prozesse verstanden und geführt werden. Charakteristisch für ihn ist, dass Regierungspraxen, die sich an ihm ausrichten, darauf ausgelegt sind, die Freiheit der Märkte schützend zu umrahmen und Konkurrenzfähigkeit nicht zu bremsen. Soziale Sicherungssysteme werden so mit den Forderungen nach jener freien Entwicklung der Märkte abgebaut und im Endeffekt immer mehr Menschen in die Armut getrieben. All dies scheint eingebettet zu sein in die globalen Wettbewerbe und den Zwang des ewigen Wachstums, dem sich – als sei es ein Naturgesetz – keine\_r durch Marktträgheit in den Weg stellen dürfe. Und so lautet die Pflicht jeder\_s Einzelnen nicht bloß zu konsumieren, sondern vor allem aktiv zu investieren: (Arbeits-)Kraft, Zeit, Geld. Wer dies (vermeintlich) nicht tut, steht einer „gesunden Gemeinschaft“ entgegen und wird sozial geächtet. Und so werden ständig Programme, Trainings und Praktiken gesucht, die dem Menschen verhelfen sollen, sich aktiv und eigenständig am Marktgeschehen zu beteiligen.

In seiner soziologischen Studie „Das unternehmerische Selbst“ zeichnet Ulrich Bröckling solche Programme nach, die jenes marktgerichtete Handeln anleiten und kristallisiert daraus eine Art Verhaltensschule, also wie Menschen sein und handeln sollen. Er untersucht die Figur des Unternehmers, doch nicht bloß im ihm zgedachten Rahmen – dem Unternehmen also – sondern als Leitbild für die ganze Gesellschaft, deren Subjekte sich nach diesem orientieren sollen. Mit seiner Untersuchung kommt er zu dem Schluss, dass das Verständnis einer Existenz für den Markt und die permanente Bedrohung, aus „der sich über Marktmechanismen assoziierenden gesellschaftlichen Ordnung“ (S. 47) herauszufallen, eine umfassende Aktivierung produziert. Doch ist dieser Aktivismus nicht auf ein beständiges Funktionieren in der Art tumber Befehlsempfänger\_innen zu reduzieren, vielmehr liegt der zentrale Punkt darin, dass die Menschen dazu angehalten werden, sich immer wieder selbst zum Funktionieren zu bringen. Mit dem Konzept der Gouvernamentalität nach Michel Foucault bringt Bröckling die Aktivierung der Aktivierung auf den Punkt: Die Frage des Regierens ist demnach die Frage danach, wie Menschen regiert werden sich selbst zu regieren, eine Führung der Selbstführung also. Doch darf Regierung hier nicht auf die Zugriffsebene des Staates reduziert werden, vielmehr sind damit ebenfalls Programme und Institutionen gefasst, die Subjekte zum Handeln anleiten. Besonders anschaulich wird dies in der Managementliteratur, in denen Menschen geraten wird, sich selbst als Ware und das gesamte Leben als Unternehmen zu imaginieren.

Und so skizziert Bröckling hier mit dem unternehmerischen Selbst ein Kraftfeld als neoliberales Regierungsprogramm. Hierfür versammelt er in seinem Werk zahlreiche theoretische Abhandlungen über das ökonomische Subjekt und kombiniert diese mit einer prägnanten Auswahl

an jenen Texten, die insbesondere in der Unternehmenskultur zur Perfektion zu verhelfen suggerieren. Aus diesen vielschichtigen Annäherungen gelingt es ihm, die Konturen des unternehmerischen Selbst zu zeichnen, das eben nicht nur im Unternehmen an der persönlichen Produktivität arbeitet, sondern als Subjekt am und für den Markt ebenso gänzlich und in allen Lebensbereichen an ihm ausgerichtet sein soll, um stets zu wachsen. So wird die Optimierung aller Prozesse und das Dogma der Effizienz handlungsleitend für Subjekte. Die marktökonomische Rationalität und das radikale Ausgreifen der Märkte auf alle Lebensbereiche bilden Bezugspunkte für unternehmerisches Handeln, das in jeder Hinsicht auf Konkurrenz ausgelegt ist. Das sich hier abzeichnende Menschenbild beruht auf dem wirtschaftswissenschaftlich entworfenen Konstrukt des homo oeconomicus, welches menschliches Verhalten stets als ökonomisches markiert. Hinter diesem Menschenbild verbirgt sich sogleich eine Norm, die an einem ökonomischen Verhaltensmodell ausgerichtet ist, und das unternehmerische Selbst stellt Techniken bereit, diese Norm zu erfüllen.

## Die Marke „Ich“

Die Grundlage unternehmerischer Tätigkeiten, die Verlagerung der Verantwortung in die Subjekte, zeitigt vielfache Effekte. Anschauliche Beispiele dafür sind Programme wie die *Ich-AG* und die von Bröckling hier exemplarisch untersuchten Management- und Erfolgsratgeber, die den Rezipierenden Tipps an die Hand geben, sich selbst als Unternehmen zu kreieren, um ihre Potentiale und ihren Schöpfungsgeist möglichst effizient zu entfalten. Doch wird sich, so Bröckling, kein einzelnes Subjekt als Unternehmer\_in ihrer\_seiner Selbst beschreiben lassen, da es vielmehr um die *Weise* geht, mit der Menschen angerufen werden und um die Richtung, in die diese sich bewegen sollen. Das unternehmerische Selbst ist „nicht vorfindbar, sondern hervorzubringend“ (S. 47). Und so wird – vor allem vor dem Hintergrund der Unabwägbarkeiten des Marktes, auf den das Handeln ausgerichtet ist – ein stetes Ungenügen empfunden, denn es gibt nichts, was nicht noch zu optimieren wäre. Und ob das eigene Handeln letztlich zum Erfolg führt, kann nicht im Vorhinein bestimmt werden. So ist das Subjekt stets darauf angewiesen, das „richtige Gespür“ zu haben für etwas, was nicht bestimmbar ist. Diese Unsicherheit führt zu permanenter Anspannung und ebenso zu steter Anstrengung, nicht nur die Arbeit an etwas, sondern auch die Arbeit an sich zu intensivieren und zu verbessern: „Die Imagination als Unternehmer wendet die Ohnmachtserfahrung tatsächlicher oder drohender Arbeitslosigkeit in den Aktivismus desjenigen, der sich auf eigene Rechnung auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten sucht.“ (S. 56) Ein Scheitern ist immer eine persönliche Verfehlung, denn Möglichkeiten und Anreize habe es ja genug gegeben. Und so sind die häufig auftretenden Depressionen und sogenannten Burnouts Effekte dieser Spannung, die Leistung und Effizienzstreben von allen erfordert, die Konsequenzen jedoch von den Individuen tragen lässt.

Dieses Angetrieben-Sein schafft eine entsprechende Selbstwahrnehmung der Subjekte. Die Management- und Unternehmensliteratur macht anschaulich, welche Prozesse hier angetrieben werden. Mit Formulierungen, die „Unternehmertugenden“ (S. 62) proklamieren und dazu verhelfen das persönliche Humankapital zu fördern, indem praktische Übungen angeleitet werden, machen deutlich, wie sehr sich das Subjekt selbst wie ein Unternehmen fühlen und strukturieren und zum „Lebensunternehmer“ (S. 65) avancieren soll. Es wird angehalten, sich zu entwerfen wie ein eigenes Label und seine Alleinstellungsmerkmale herauszustellen und den Käufer\_innen seine Arbeitskraft oder Produkte anzubieten. Es gilt nicht mehr, einer Norm zu entsprechen, die einzige Norm ist die, besonders zu sein.

## Hintergründe

Eine Entwicklungslinie, die – neben der Ökonomisierung der Gesellschaft und den Ab- und Umbauphasen des Sozialstaates mit einhergehenden Aktivierungsimperativen – zum Aufstieg des unternehmerischen Selbst führte, ist, so zitiert Bröckling den Operaisten Sergio Bologna, der Aufstieg der „Arbeits- und Existenzformen“ (S. 57) der Selbstständigen, die ihre Geschäfte selbst



organisieren müssen und deren Arbeits- und Privatsphäre zunehmend miteinander verschwimmen, wenn die Sphäre der Arbeit sich nicht mehr auf spezielle Räume und Zeiten beschränkt. Das existenzielle Risiko hingegen ist für Selbstständige hoch und bewirkt ebenfalls Mobilisierung und häufig Überarbeitung. Die „Versöhnung von Leben und Arbeiten“ (S. 58) – zunächst als gegenkulturelle Forderung der 68er-Bewegung als Alternative zum Disziplinarzwang und Entfremdungsapparat der Fabriken hervorgebracht – entwickelte schnell den Charakter eines „Labors unternehmerischer Verhaltensorientierung“ (ebd.) mit entsprechend individualisierender Tendenz. Was sich entwickelte, ist eine Verquickung angestrebter Selbstverwirklichung mit ökonomischem Erfolg, beides geht zunehmend ineinander. Hier kreuzen sich Selbstverantwortung, Selbstverwirklichung und die Ökonomisierung sämtlicher Lebensbereiche. Entsprechend sollen nicht nur Wohlstand und Leistung, sondern auch Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl stets optimiert werden – durch die Aktivierung der „Selbststeuerungspotentiale“ (S. 61) und der Selbstsorge.

Die dargestellten Konturen und (ökonomischen) Rationalitäten des unternehmerischen Selbst vertieft Bröckling im Anschluss mit der Darlegung ausgewählter „Schlüsseltechnologien“ (S. 49) und jener Qualifikationen, die das Subjekt für erfolgsversprechendes Unternehmertum sich anzueignen aufgefordert ist. Die stets ersuchte Optimierung wird, so wollen es entsprechende Strategien und Programme unter anderem durch Innovation, Kreativität, Findigkeit, Koordination und Self-Empowerment in Aussicht gestellt. Eine Garantie dafür kann es jedoch und darf es vor allem nicht geben, weshalb sich auf dem Erreichten nicht ausgeruht wird, auch mangels scheinbarer Alternativlosigkeit. Und so befinden sich die Subjekte stets auf der Suche nach der besonderen, einzigartigen Produktionsmöglichkeit und Wegen, diese möglichst gewinnbringend auf dem Markt zu platzieren. Besondere Stellung nimmt hier der Kreativitätsimperativ ein, der „Glaube an die schöpferischen Potentiale des Individuums ist die Zivilreligion des unternehmerischen Selbst“ (S. 152). Kreativität ist eine Fähigkeit, die alle besitzen, weshalb diese grundsätzlich auch alle anwenden. Durchsetzen kann sich jedoch nur jene\_r, die\_der Neues schafft, das sich von Altem und vor allem von anderen unterscheidet – denn neue Ideen braucht der Markt. Entsprechend ist ungewiss, ob Ideen sich durchsetzen, denn das Umfeld entscheidet. Kreativität ist zunächst eine spekulative Investition, weshalb höchste Aufmerksamkeit, Risikobereitschaft und Dynamik gefordert sind. Und so werden stets Trainingsmethoden entwickelt, den Fluss an Ideen fließen und immer neue Läufe sich bilden zu lassen.

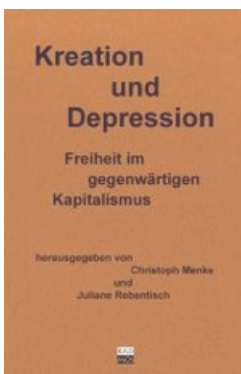
## Reflexionen

Bröckling äußert dezidiert, dass seine Studie nicht untersucht, wie Einzelne tatsächlich mit den Anforderungen des unternehmerischen Selbst umgehen. Ihm gehe es um ein „Regime der Subjektivierung“ (S. 10), nicht darum, wie heterogen die Umgangsweisen damit sind. Er untersuche vielmehr die Programme, die das Handeln anleiten sollen, doch zu welchem Handeln sie führen, stellt nicht den Fokus seiner Arbeit dar. Doch schließt seine Perspektive eine Analyse der Umgangsformen nicht aus und liefert zudem reichhaltiges Werkzeug. Für die Linke wäre eine solche Reflexion sicher sinnvoll. Das formulierte Bild der Leitfigur des unternehmerischen Selbst hat, so ließe sich sicherlich feststellen, auch vor linker Politik keinen Halt gemacht, insbesondere wenn man bedenkt, dass Formen wie Selbstorganisation und Autonomie einen hohen Stellenwert in der Linken besitzen. Und mögen Parallelen auch nicht auf Profite und den Markt ausgelegt sein, hier stellt sich dennoch, vor allem wegen der chronischen Überbelastungen und Unterbesetzungen und vor dem Hintergrund steter Fluktuationen die Frage, wie Arbeitsprozesse in der Politarbeit optimal und effizienter gestaltet werden können. Und vielleicht wäre es an der Zeit, die Leistungsfrage innerhalb der Linken intensiver zu diskutieren, zum Beispiel mit der Frage, ob sich ein Leistungsimperativ auch hier breit macht, ob Leistung notwendiges Mittel für die Kämpfe ist und wie dies zu bewerten wäre.

Ulrich Bröckling 2007:  
Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform.  
Suhrkamp, Berlin.  
ISBN: 978-3-518-29432-1.  
327 Seiten. 16,00 Euro.

**Zitathinweis:** Andrea Strübe: Das Unternehmen Ich. Erschienen in: Gesellschaft im  
Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1144>. Abgerufen am: 02. 01. 2019  
22:25.

# Die Freiheit, die wir meinten



**Christoph Menke, Juliane Rebentisch (Hg.)**

Kreation und Depression

Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus

*Der Sammelband analysiert den Zusammenhang zwischen Entfremdungskritik und neoliberalen Arbeitsverhältnissen mit dem Ziel, die Kritik gegen heutige Erscheinungen der Entfremdung zu erneuern.*

Rezensiert von [Johannes Lütkepohl](#)

Ganz am Ende des vorliegenden Buchs befindet sich ein literarischer Essay, den der Dramaturg René Pollesch zum „Lob des alten litauischen Regieassistenten im grauen Kittel“ schrieb: In deutlichem Kontrast steht das alte Grau zu den hippen Praktikantinnen, die sich im heutigen Theaterbetrieb sonst überall tummeln. Was der unspektakuläre Regieassistent seinen zeitgemäß hochgestylten Kollegen voraus hat, ist kurz gesagt dies: „Der gibt sein Leben einfach keiner heroischen Lebensweise (...) [D]er altert in einem klar definierten Job und nicht in einem diffusen Versprechen“ (S. 243). Die nüchterne Haltung, mit der der gelobte Regieassistent seine „kleine spröde Arbeit“ (S. 248) tut, eröffnet so eine kritische Perspektive auf den in der Branche verbreiteten neoliberalen Jargon, in dem die Kulturarbeiter ihre Arbeit denken. Der Anspruch auf Selbstverwirklichung und Authentizität erscheint aus dieser Perspektive als Metaphysik, die ihre Anhänger nicht nur zu Arbeit ohne Geld antreibt, sondern in Wirklichkeit auch radikal ihres eigenen Lebens enteignet. Der Essay von René Pollesch, der als eine Art Anhang im Buch steht, diente den Herausgebern als Initial. Die Beiträge des Sammelbands bemühen sich darum, jene diffuse Einheit von Disziplinierung und individueller Motivation zu theoretisieren, die weit über den Kulturbereich hinaus neoliberale Arbeitsverhältnisse prägt. Das von den Frankfurter Philosophieprofessorinnen Christoph Menke und Juliane Rebentisch herausgegebene Buch stellt Texte zusammen, die sich aus „soziologischer, philosophischer, kulturtheoretischer und historischer Perspektive“ (S. 8) mit den zwanghaft gewordenen Freiheitsversprechen des Neoliberalismus auseinandersetzen. Zum Teil handelt es sich bei den sechzehn Texten um bereits andernorts veröffentlichte und kanonisch gewordene Aufsätze zum Thema.

## Die neoliberale Transformation von Arbeitsverhältnissen

Eine kritische Theorie neoliberaler Disziplinierung hat dabei zunächst Differenzen herauszuarbeiten. Ist doch für die neoliberale Arbeitsmoral eine Figur der Identität zentral. Die Lohnarbeiterin soll mit dem unternehmerischen Profit zugleich für ihren eigenen arbeiten. Sie soll sich als Person einbringen, kreativ sein und den unternehmerischen Profit steigern, indem sie sich selbst verwirklicht. Die neoliberale Lohnarbeiterin muss deshalb nicht zur Arbeit gezwungen werden. Sie arbeitet gern und ihren Neigungen entsprechend. Dagegen müsste eine Kritik dieser Identitätsbehauptung zeigen können, dass die Individuen in der neoliberalen Arbeitswelt gerade nicht aufgehen. Solche Kritik kann sich zunächst auf eine Evidenz berufen: die Einzelnen kapitulieren vor dem Anspruch flexibel und kreativ zu sein und bleiben oftmals überfordert zurück. So ist in den letzten Jahrzehnten ein heftiger Anstieg psychischen Leidens zu verzeichnen, dessen verbreitetster Ausdruck wohl die im Titel benannte Depression ist. Indem er dies ins Zentrum seiner Kritik stellt, geht es dem Sammelband also vorrangig nicht um die vom Neoliberalismus zerstörten Sozial-Systeme und gedrückten Löhne, sondern um die Analyse „neuer

Formen von sozialer Herrschaft und Entfremdung“ (S. 7). Dieses Unterfangen ist vor eine besondere Schwierigkeit gestellt. Schließlich brachte die herkömmliche Entfremdungs-Kritik gegen die kapitalistische Produktionsweise eben jene Begriffe in Anschlag, die nun im Zentrum der neoliberalen Ideologie stehen: Kreativität, Spontaneität, Eigenverantwortung, Selbstverwirklichung. Kein Wunder, dass die Kritik an Unfreiheit und sozialem Zwang zeitgleich mit der neoliberalen Transformation verstummte. Die Beiträge des Sammelbandes sind deshalb vor allem mit zweierlei beschäftigt. Einerseits stellen sie die Frage nach der Rolle herkömmlicher Entfremdungs-Kritik im neoliberalen Transformationsprozess. Andererseits versuchen sie jene Kritik zu aktualisieren, das heißt Vorschläge für einen Begriff individueller Freiheit zu machen, der gegen die neoliberale Pseudo-Identität von gesellschaftlicher Arbeit und Selbstverwirklichung zu wenden wäre.

## Die Karriere der Entfremdungs-Kritik

Besonders aufschlussreich für den Zusammenhang von Entfremdungs-Kritik und neoliberaler Transformation sind die Texte von Luc Boltanski, Ève Chiapello und Axel Honneth. Der Soziologe Boltanski und die Betriebswirtschaftswissenschaftlerin Chiapello entwickeln die These, dass sich die Transformation kapitalistischer Arbeits-Verhältnisse von ihrer tayloristischen (d.h. in kleinst-fragmentarische Standard-Tätigkeiten zergliederte, hierarchisch organisierte Arbeitsteilung) hin zu ihrer neoliberalen Ausprägung auch als Prozess der Integration von Forderungen verstehen lässt, die sich seitens der sozialen Bewegungen der 60er/70er-Jahre erhoben. Ihnen zufolge fiel der subjektive Protest gegen den repressiven Charakter des Sozialstaats zusammen mit objektiven Erfordernissen der ökonomischen Produktion. Während sich der Protest der größtenteils studentischen Linken gegen den faden Arbeitsalltag, das Einerlei der standardisierten Tätigkeiten, autoritäre Organisation richtete und man keine Lust mehr hatte, Tag für Tag acht Stunden des eigenen Lebens zu verlieren, begann zugleich eine Verschiebung der Produktionssektoren. Die industrielle Produktion verlor gegenüber dem auf Internet und Biotechnologie gestützten Dienstleistungsbereich an Wichtigkeit. Die Kritik der studentischen Linken am Taylorismus harmonierte so mit veränderten Ansprüchen an die Arbeitskraft von Seiten der Produktion. Auf diese Weise konnten die einstmals subjektiv erhobenen Forderungen nach mehr Selbstbestimmung zum „neuen Geist des Kapitalismus“ avancieren. Der Frankfurter Sozialphilosoph Axel Honneth knüpft hieran an, wenn er von den „Paradoxien der Individualisierung“ spricht. Gemeint ist eben jene Verkehrung einstmals subjektiver Forderungen in institutionelle Ansprüche, die sich nun gegen die Subjekte richten. Die einstmals individuellen Freiheitsansprüche seien hierbei zu einer „eigentümlich missbrauchten Produktivkraft der kapitalistischen Modernisierung“ (S. 73) geworden, indem die Individuen heute sich der Forderung ausgesetzt sehen, „sich als biographisch flexible, veränderungsbereite Subjekte präsentieren zu müssen, um beruflich oder gesellschaftlich Erfolg haben zu können“ (S. 73). Die Konsequenz sei das Paradox eines Zwanges zur Authentizität:

*„Die Angestellten müssen um ihrer zukünftigen Beschäftigungschancen willen ihre eigene Berufsbiographie fiktiv nach dem Muster der Selbstverwirklichung organisieren, obwohl weitgehend nur der Wunsch nach sozialer und ökonomischer Sicherheit bestehen dürfte.“ (S. 75)*

## Wiederbelebungsversuche der Entfremdungs-Kritik

Was bedeutet die Diagnose dieser Verstrickung nun für das Projekt, die Entfremdungs-Kritik zu aktualisieren? Dass die Texte des Sammelbandes die Entfremdungs-Kritik nach Reflexion ihrer Instrumentalisierung nicht einfach verwerfen, ist gut und richtig, realisiert sich Authentizität als kapitalistische Produktivkraft doch gerade durch Ökonomisierung immer weiterer Bereiche des Sozialen, das heißt eben durch forcierte Entfremdung. Nötig scheint eine dezidierte Kritik dieser Entfremdung auch angesichts dessen, dass sich große Teile der gegenwärtigen Linken auf die Kritik des neoliberalen Sozial-Abbaus beschränken und derart in der Defensive oftmals blind werden für den autoritären Charakter des sozialstaatlichen Kapitalismus, auf dessen Standpunkt sie dann

unversehens stehen. Die Versuche des vorliegenden Bandes, das von seiner kapitalistischen Vereinnahmung unabgegoltene Moment der Forderung nach individueller Autonomie wiederzubeleben, finden dabei sehr unterschiedliche Ansatzpunkte. Eine Schwäche vieler Texte ist dann allerdings, dass sie sich ihrerseits zu strikt von der Sozial-Kritik trennen. Wäre es doch wichtig, um der neoliberalen Suggestion einer Identität zwischen individueller Entfaltung und Lohnarbeit nicht aufzusitzen, das gleichbleibende Moment kapitalistischer Produktion festzuhalten. Dies liegt eben in den fortbestehenden Besitzverhältnissen. Sie bedeuten, dass die Arbeitenden anstatt den Produktionsprozess demokratisch zu kontrollieren, was hieße seine Zwecke selbst zu bestimmen, nach wie vor sich für die Akkumulation von Kapital abzumarnen.

Im Blick hat dies Diedrich Diederichsen. Sein Text „Kreative Arbeit und Selbstverwirklichung“ problematisiert die Genese neoliberaler Arbeitsverhältnisse als Prozess der De-Politisierung. Für ihn geht die Individualisierung der Lohn-Arbeit mit einem verschwindenden Bewusstsein ihrer gesellschaftlichen Dimension einher. Ebenso wie die Identifikation mit dem Job – der ja oft gerade darin besteht, man selbst zu sein – die für politische Reflexion essentielle Fähigkeit zur Distanzierung blockiert. Weil aber angesichts ihrer ökonomischen Misere eine politische Organisierung der gemeinsamen Interessen für die Lohnabhängigen dringend wäre, stellt Diederichsen am Ende seines Textes selbst die Frage: „Was hülfe es, würde man sich in eine Gewerkschaftsposition gegenüber der Kreativarbeit begeben, was könnte man fordern, ohne gleich alles zu fordern?“ (S. 127). Seine Antwort verweist darauf, was es für die neoliberal vergesellschafteten Individuen zurückzugewinnen gälte. Sie soll hier das letzte Wort haben:

*„Nun dies: Die Wieder-Versachlichung der personalisierten Techniken, das Verfügen über Rückzugsmöglichkeiten, die nicht vom Zwang zur Reproduktion aufgefressen werden, die Wieder-Aneignung des Selbst durch das Selbst, die De-Ökonomisierung der Seele, des Körpers, der Präsenz, der Sexyness; die Re-Politisierung, Re-Objektivierung, Re-Reifizierung von Fähigkeiten, Skills, Wissen.“ (S. 127f.)*

Christoph Menke, Juliane Rebentisch (Hg.) 2011:  
Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus.  
Kulturverlag Kadmos, Berlin.  
ISBN: 978-3-86599-126-3.  
252 Seiten. 19,90 Euro.

**Zitathinweis:** Johannes Lütkepohl: Die Freiheit, die wir meinten. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1141>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Der Preis der Autonomie



**Alain Ehrenberg**  
Das Unbehagen in der Gesellschaft

*Die umfangreiche Studie arbeitet den Zusammenhang von Autonomie als höchstem Wert der Gesellschaft und narzisstischen Persönlichkeitsstörungen heraus.*

Rezensiert von [Mariana Schütt](#)

Wer Alain Ehrenbergs neuestes Buch „Das Unbehagen in der Gesellschaft“ lesen möchte, sollte zunächst einmal sehr viel Zeit mitbringen. In dem 2012 bei Suhrkamp erschienenen Paperback-Format strahlen dem\_ der Leser\_in 500 kleingedruckte Seiten entgegen. Der französische Soziologe Ehrenberg ist mit seinem „Das erschöpfte Selbst. Depression im 20. Jahrhundert“ zu dem zentralen Referenzpunkt jeder Debatte um Burn-Out, Depression oder psychischem Leiden im Allgemeinen geworden. Es lässt sich kaum ein Beitrag zum Thema finden, in dem sich nicht auf Ehrenberg bezogen wird. Die Depression wird bei Ehrenberg zu einer „Krankheit der Verantwortlichkeit“ – einer Verpflichtung man „selbst zu werden“ (Ehrenberg 2008, S. 15). Dieses Man-selbst-Werden erschöpft das Subjekt so stark, dass sich das Individuum gemäß des Freudschen Todestriebs wieder an den „Urzustand“ – dem Nicht-Sein – annähert. Dieses Nicht-Sein ist „das Geländer des führungslosen Menschen [...] das Gegenstück der Entfaltung seiner Energie“ (S. 306). Für Ehrenberg ist die Depression somit weniger ein individuelles „affektives Leiden“ (S. 302), sondern eine spezifische Art und Weise zu Leben: ein direkter Ausdruck moderner Vergesellschaftung.

## Das psychische Leiden in den USA

Mit „Das Unbehagen in der Gesellschaft“ legt er nun eine vergleichende Studie nach, die den Fokus auf „narzisstische Persönlichkeitsstörungen“ und „depressive Erkrankungen“ in Frankreich und den USA legt. Ehrenbergs Titel stellt dabei eine Anspielung auf Freuds berühmtes Werk „Das Unbehagen in der Kultur“ dar. Kein Wunder, denn die Psychoanalyse selbst nimmt in Ehrenbergs Untersuchung einen wichtigen Part ein. Im ersten großen Teil des Buchs „Der amerikanische Geist der Persönlichkeit“ skizziert Ehrenberg, wie sich die sogenannte Ich-Psychologie in Anschluss an Anna Freud und Heinz Hartmann im Laufe der 1940er Jahre in den USA verbreitete und spätestens 1950 zur dominierenden Kraft in der Therapeutik wurde: „Ihr Ziel bestand darin, auf der Grundlage der Psychoanalyse eine allgemeine Psychologie zu begründen, das heißt eine Psychologie der Pathologie und der Normalität“ (S. 119). Zentral für die Ich-Psychologie ist der Fokus auf die Instanz des Ich, nicht auf das Freudsche Es. Was bedeutet das konkret? Sigmund Freud hatte das Modell von Ich, Es, Über-Ich aufgestellt – das Ich ist dabei im ständigen Konflikt zwischen Es und Über-Ich verstrickt und selbst Verdichtungspunkt jener Konflikte. Es ist aber auch – und das ist für die Ich-Psychologie entscheidend – eine Einheit, „die das *Organ* der Anpassung an die äußere Wirklichkeit oder an die Umwelt ist, weil es Sitz von sensorischen und kognitiven Funktionen ist“ (S. 121, Herv. i.O.). Das bedeutet also, dass das Ich in gewisser Weise als autonom angesehen werden kann. Diese *Autonomie des Ichs* repräsentiert – so Ehrenberg – die amerikanische Norm: Autonomie „bedeutet heute zunächst zweierlei: die Wahlfreiheit im Namen der Selbstermächtigung und die Fähigkeit, in den meisten Lebenssituationen selbst zu handeln“ (S.

16). Die Autonomie wird zur Leitlinie einer ganzen Gesellschaft, weil sie „eine allgemeine Haltung impliziert: Sie besteht in der Selbstbehauptung [...], [welche] eine Norm [darstellt], weil sie zwingend ist, als auch ein Wert, weil sie wünschenswert ist“ (ebd.). Die Universalisierung der Autonomie auf das gesellschaftliche Leben als Ganzes sieht Ehrenberg „gleichbedeutend mit einer personalen Wende des Individualismus“, welche gleichermaßen der „seelischen Gesundheit und dem psychischen Leiden ihren sozialen Wert verleiht“ (ebd.). Autonomie und psychisches Leiden sind also bei Ehrenberg tief miteinander verwoben. Diese Vorstellung von Autonomie gerät allerdings mit der „Krise des Liberalismus“ und der „Krise der self-reliance“ (S. 183), kurz gesagt der Selbstständigkeit, selbst ins Wanken. Gleichermäßen leiten diese Krisen auch den „Niedergang“ der Psychoanalyse in den USA ein und ebnen den Weg für den absoluten Aufstieg des US-amerikanischen Diagnosekatalogs psychischer Störungen DSM (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders), welches „zur Bibel psychiatrischer Klassifikationen wird“ (S. 177).

Was ändert sich nun laut Ehrenberg in den 1970er Jahren in den USA? In seiner wissenssoziologischen Vorgehensweise beobachtet Ehrenberg die archetypische Gestalt des Narziss' als Referenzpunkt und dem damit einhergehenden Interesse an der „narzisstischen Persönlichkeitsstörung“ ab den 1970er Jahren in den soziologischen und psychoanalytischen Debatten innerhalb der USA. Ehrenberg unterzieht diesen Diskurs einer scharfen Kritik:

*„Die Gründe, aus denen die amerikanischen Psychoanalytiker die Charakterneurose aufgenommen haben, werden nicht berücksichtigt. Man sieht nicht ein, wie die Individuen den narzißtischen Werten der Gesellschaft anhängen und wie sie diese Pathologien verursachen; man versteht nicht, durch welche Verkettung und vor allem in welchem Sinne diese gesellschaftliche Wirklichkeit notwendig Teil des Gewebes individuellen Lebens ist“ (S. 181).*

Der Narzissmus symbolisiere in den USA vielmehr eine zunehmende Abweichung von dem Ideal des „unverblühten Individualismus“ (S. 486). Er beruht – so eine zentrale These Ehrenbergs – auf der „Unfähigkeit“ gleichermaßen autonom und schuldig zu sein:

*„Die Angst von Narziß, der vom Blick der anderen so abhängig und so empfänglich für ihre Wertschätzung ist, ist ein prangerndes Symbol für die Krise der self-reliance und des self-government, für diese neue Wendung des Individualismus, der aus der Selbstbehauptung keinen Prozeß der Eingliederung in die Gesellschaft mehr zu machen scheint“ (S. 190).*

Allerdings stellt sich das Problem der Autonomie, so Ehrenberg, für die französische Gesellschaft gänzlich anders dar.

## **Das psychische Leiden in Frankreich**

In dem zweiten Teil „Der französische Geist der Institution“ bringt Ehrenberg den Begriff der Institution gegen den Begriff der Persönlichkeit in Stellung: „In Amerika ist der Begriff der Persönlichkeit eine Institution, während in Frankreich die Berufung auf die Persönlichkeit als Entinstitutionalisierung erscheint“ (S. 29). Dies zeigt sich auch in der französischen Psychoanalyse, die auf eine gänzlich andere Tradition zurückblickt als die US-amerikanische und vor allem durch die strukturalistische Theorie Jacques Lacans geprägt ist. Das autonome Ich ist für Lacan Produkt einer fundamentalen Täuschung. Damit sind aber auch die Vorstellung von der Gesellschaft selbst eine Illusion: Die Ideale der Gesellschaft „täuschen das Subjekt, und es ist die Aufgabe der Psychoanalyse, ihm zu helfen, sich von ihnen zu befreien, um zu der Wahrheit gelangen, die es aktiv verkennt“ (S. 229f). Damit ist auch der größte Gegner der Lacanschen Psychoanalyse benannt: Die Ich-Psychologie und deren US-amerikanischen Vertreter\_innen. Die Ablehnung Lacans gegenüber der Ich-Psychologie steht für Ehrenberg exemplarisch für die französische Gesellschaft, welche sich nicht an dem Begriff der Autonomie, sondern an dem der Institution ausrichtet. Als die wichtigste französische Institution gilt dabei der Staat, welcher sich im Zuge des Neoliberalismus in der Krise befindet: „Das soziale Leiden ist die große französische Neurose. Sie

ist durch die Ängste des Verlusts, der Unzulänglichkeit oder der Trennung gekennzeichnet anstatt durch Konflikte“ (S. 365).

Die Prekarität wird dabei zu einer kollektiven Empfindung. Ehrenberg stellt die These auf, dass die französische Gesellschaft „dasjenige europäische Volk [ist], dessen Bürger am meisten Angst davor haben, in der Deklassierung, der Armut, der Prekarität oder der Ausgrenzung zu landen“ (S. 469). Ehrenberg erscheint dies als eine Solidaritätskrise, weswegen auch das neue psychische Leiden in Frankreich einen anderen „Ursprung“ kennt als dasjenige in den USA: „Der Narzißmus symbolisiert bei den Amerikanern einen *Mangel* an persönlicher Verantwortung; in Frankreich symbolisiert er deren Übermaß“ (S. 486, Herv. i.O.).

## Das Leiden in der Arbeitswelt

Interessant für den Schwerpunkt der vorliegenden kritisch-lesen.de-Ausgabe wird Ehrenbergs Buch insbesondere dort, wo er über das „Leiden der Arbeitswelt“ (S. 369) berichtet und dabei einen wahren Materialfundus an arbeitssoziologischen Studien heranzieht. Die Arbeit – so Ehrenberg – ist einerseits zum Mittel der Selbstverwirklichung geworden, andererseits aber auch Ursprung des Leidens (siehe auch die Rezension von Johannes Lütkepohl [in dieser Ausgabe](#)): „Zwischen dem Streben nach Autonomie und der Autonomie als wirklichen Zustand lag das Unvorhergesehene im Wettbewerb“ (S. 422). In diesem Zusammenhang kommt der psychosozialen Klinik eine spezielle Rolle zu. Sie wird zum eigentlichen Ort von Politik: „Das Leiden ist fortan ein Grund für die Behandlung gesellschaftlicher Probleme, und nicht mehr nur ein Grund, um eine Psychopathologie zu heilen“ (S. 429). Im Zuge der letzten Jahrzehnte hat sich also der Status des Leidens verändert und ist damit zum Referenzpunkt sozialen Handelns geworden:

*„Die psychosoziale Klinik und die seelische Gesundheit formen eine Sprache des Handelns, die diese beiden Aspekte miteinander verschränkt, indem sie die Arbeit an der sozialen Beziehung ins Zentrum ihrer Anliegen stellt“ (S. 457).*

Vor diesem Hintergrund wird Psychologie zur Sozialpolitik und Sozialpolitik psychologisch.

Bis jetzt hatten wir es mit einer soziologischen Bestandsaufnahme zu tun – was sind Ehrenbergs Schlussfolgerungen? Die seelische Gesundheit – so Ehrenberg – „betrifft im Unterschied zur traditionellen Psychiatrie nicht nur die Gesundheit, sondern auch die *Gesellschaftlichkeit* des heutigen Menschen“ (S. 499, Herv. i.O.). Für Ehrenberg ist dies jedoch nicht fatalistisch zu bewerten, viel mehr ist das psychische Leiden die „Wahlerkrankung der Gesellschaft des Menschen als Individuum“ (S. 500f). Die Vorstellung von „seelischer Gesundheit“ ermöglicht „ein Sprechen und Handeln angesichts der Probleme, [...] die von der Autonomie hervorgerufen“ (S. 23) worden sind. Die „Grammatik“ des psychischen Leidens ermöglicht „den sozial geregelten Ausdruck der Klage“ (ebd.). Als eine positive Strategie des Antwortens auf die Grammatik des psychischen Leidens bewertet Ehrenberg Axel Honneths Theorie der Anerkennung. Der Begriff der Anerkennung könne den neuen Unterdrückungsformen in der Arbeitswelt entgegentreten. Die Theorie der Anerkennung „verleiht der Gesellschaftskritik trotz des Endes der revolutionären Hoffnung Leben, indem sie das in die Gegenwart zurückbringt, was diese Hoffnung für die Zukunft versprach: eine echte Befreiung des Individuum“ (S. 395).

## Kritische Bemerkungen

Auch wenn Ehrenbergs Werk mit einem hohen Maß an Materialkunde glänzt, verfängt es sich nicht selten in den verschiedensten Abzweigungen der Argumentation. Manchmal mäandert es nur von einem Fall zum nächsten, dreht sich bei zunehmender Länge auch im Kreis und verliert den roten Faden nicht nur einmal. Der Begriff der „Geisteskrankheit“ wird zudem gesetzt, ohne ihn kritisch zu hinterfragen. Mehr noch: Er wird als Gegenbegriff zu den neuen psychischen Leiden wie Burn-Out aufgeföhren. Wenn Ehrenberg eine Differenz zwischen „neuen“ gesellschaftlichen Problemen und



der „alten“ Psychopathologie aufmacht, verkennt er, dass die Psyche immer schon sowohl ein Verdichtungspunkt familiärer wie auch im größeren Sinne gesellschaftlicher Prozesse darstellt. Besonders deutlich wird dies, wenn er schreibt:

*„Diese neuen Patienten leiden nicht wie die alten an Psychosen oder schweren psychiatrischen Störungen – sie sind keine Geisteskranken – sondern an verschiedenartigen Traumata, die sie in eine chronische Hilflosigkeit stürzen, die zwischen ängstlichem Unbehagen und Verzweiflung schwankt“ (S. 430).*

Die „Depression“ wird bei Ehrenberg zu einem Symptom, das eng verbunden ist mit der Verknüpfung von Psychologie und Sozialpolitik. Sie spielt die Rolle „einer klinischen Entität [...], die zwischen der alten Welt der Psychiatrie und des Wahnsinns und der neuen Welt der seelischen Gesundheit und des psychischen Leidens vermittelt“ (S. 17). Dass die „Depression“ selbst in ihren früheren Varianten psychiatrisiert wurde, scheint bei Ehrenberg unwichtig zu sein. Konstantin Ingenkamp hat in seiner sehr lesenswerten Studie „Depression und Gesellschaft. Zur Erfindung einer Volkskrankheit“ herausgearbeitet, wie die Melancholiker\_innen Anfang des 20. Jahrhunderts als „Irre, als geisteskrank“ galten und die Neurasthenie (Nervenschwäche) die Rolle der vornehmen Volkskrankheit einnahm (Ingenkamp 2012, S. 131f). Wer sich zudem bei Ehrenberg eine Analyse des psychischen Leidens verschiedenster Subjektpositionen entlang von Achsen wie Gender oder Race erwartet, wird zudem noch bitterer enttäuscht werden. Dies ist einer Universalisierung und einer Idealisierung des psychischen Leidens geschuldet, die die verschiedensten Herrschaftsmechanismen nicht mehr zu erkennen vermag.

## **Zusätzlich verwendete Literatur**

Ehrenberg, Alain (2008): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Suhrkamp, Frankfurt am Main.

Ingenkamp, Konstantin (2012): Depression und Gesellschaft. Zur Erfindung einer Volkskrankheit. Transcript, Bielefeld.

Alain Ehrenberg 2011:  
Das Unbehagen in der Gesellschaft.  
Suhrkamp, Berlin.  
ISBN: 978-3518585610.  
531 Seiten. 29,90 Euro.

**Zitathinweis:** Mariana Schütt: Der Preis der Autonomie. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1155>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Die soziologische Alternative zum Beziehungsratgeber



**Eva Illouz**  
Warum Liebe weh tut  
Eine soziologische Erklärung

*Aus soziologischer Perspektive sucht Eva Illouz die Ursachen „modernen“ Liebeskummers nicht im Individuum, sondern in gesellschaftlichen Widersprüchen und Machtverhältnissen.*

Rezensiert von [Verena Namberger](#)

„Warum Liebe weh tut“ ist eine kluge und äußerst unterhaltsame Kritik an der Psychologisierung und Individualisierung von Liebes- und Beziehungsproblemen in der westlichen, oberen Mittelschicht – und letztlich eine soziologische Alternative zur Selbsthilfe- und Coachingliteratur.

Eva Illouz versucht in ihrem jüngsten Buch nichts weniger (aber auch nicht mehr) als eine Soziologie des Leidens in und an der Liebe. Der jahrhundertealte Topos der romantischen Liebe und ihrer schmerzhaften Enttäuschung unterliege in der „Moderne“ einer radikalen Transformation, so ihre zentrale These. „Die Form der Liebe hat sich insofern verändert, als sich verändert hat, auf welche Weise sie weh tut“ (S. 428). Das „qualitativ Neue (...) in der modernen Erfahrung des Liebeskummers“ (S. 37, Herv. i.O.) verortet sie erstens in einer veränderten Ökonomie und Architektur der Partnerwahl auf liberalisierten (Heirats-)Märkten (Kapitel 1 und 2), zweitens in der gesteigerten Abhängigkeit des modernen Selbst von Anerkennung auf dem Feld der Liebe (Kapitel 3), drittens in der Rationalisierung des Begehrens durch Wissenschaft, politische Emanzipation und die technologischen (Wahl-)Möglichkeiten des Internet (Kapitel 4) und viertens in einer zunehmenden Kluft zwischen Realität und medial geschürten Erwartungen, zwischen alltäglichen Interaktionen und fiktionalen Gefühlen (Kapitel 5).

Illouz gelingt es, diese trocken anmutende soziologische Argumentation als äußerst lesenswertes, erkenntnisreiches und mitunter auch amüsantes Buch zu verpacken. Der hohe Unterhaltungswert ist insbesondere ihrem empirischen Material zu verdanken. Auf der Suche nach „modernen“ Liebesschmerzen durchforstet sie Internetforen, Blogs, Ratgeberliteratur, Zeitungskolumnen, Frauenzeitschriften, sieht sich Serien wie *Sex and the City* an und führt Interviews. Als historische Vergleichsfolie dienen ihr die Gefühlswelten des 18. und 19. Jahrhunderts, die sie sich vor allem über die literarischen Werke Jane Austens erschließt. So wie die Romanfiguren ausschließlich der englischen Oberschicht angehören, beschränken sich auch Illouz' Daten über das gegenwärtige „Elend der Liebe“ (S. 9) auf eine obere, hoch gebildete und heterosexuell begehrende Mittelschicht in Europa, den USA und in ihrem derzeitigen Arbeits- und Lebensmittelpunkt Israel.

## Das Paradox der „modernen“ Liebe

Sie zeichnet die Liebenden dieser Klasse als Gefangene eines modernen Paradoxes. „Einerseits sind Emotionalität, Liebe und Romantik merklich erkaltet (...) Andererseits ist die Liebe in so vielen Hinsichten (...) unverzichtbarer für die Bestimmung unseres Selbstwerts als jemals zuvor“ (S. 441). Dieses Spannungsverhältnis sei weiterhin bestimmt durch zwei Entwicklungen, die das 20.

Jahrhundert entscheidend geprägt haben: zum einen durch die Individualisierung von Lebensentwürfen und der Psychologisierung des Selbst in einer „freudianischen Populärkultur“ (S. 293); zum anderen durch das Übergreifen ökonomischen Denkens auf soziale Beziehungen und den Umgang mit Gefühlen. So beschreibt Illouz, wie auf deregulierten, zunehmend virtuellen Kontakt- und Heiratsmärkten die Partner\_innenwahl zu einer Frage von Angebot und Nachfrage wird, auf denen sich der Wert eines Liebesobjekts über „emotionale Intimität und ‚psychologische Vereinbarkeit‘ auf der einen Seite, ‚erotische Ausstrahlung‘ auf der anderen“ (S. 83) bemisst. Befreit von ritualisierten, gesellschaftlich vorgegebenen Kriterien lässt der Spagat zwischen rationalem Kalkül und emotionaler Authentizität die Suche nach der\_ dem Richtigen zu einem verunsichernden Unterfangen werden. Die unendliche Auswahl an potenziellen Partner\_innen führt – verbunden mit dem Mantra der Selbstverwirklichung – zu Überforderung, Entscheidungsunfähigkeit und Bindungsangst. Treueversprechen und langjährige Beziehungen werden zu einer „Bürde für das Selbst“ (S. 191), das sich immer wieder neu erfinden möchte.

Gleichzeitig avanciert Erfolg auf dem Feld der Liebe und Sexualität zu einem zentralen Baustein des Selbstwertgefühls, hier sucht das verunsicherte Subjekt der „Moderne“ Halt und Anerkennung. Damit wird es jedoch auch verletzlicher, da es in jeder Liebesbeziehung sich selbst aufs Spiel setzt. Wie Illouz überzeugend argumentiert, leiden insbesondere Frauen (vorausgesetzt sie entscheiden sich für das klassische Ehe- und Familienmodell der Mittelschicht) unter den widersprüchlichen Idealen von Autonomie und Anerkennung, sexueller Freiheit und romantischer Liebe. Sie zeigt auf, dass die Paarbildung unter den Bedingungen des freien Marktes bestehende ökonomische und politische Machtunterschiede zwischen den Geschlechtern sowie biologische und demografische Vorteile des männlichen Geschlechts verstärkt und zu einer neuen Form der „emotionalen Herrschaft von Männern über Frauen“ (S. 198) geführt hat. Illouz bestreitet damit nicht die Erfolge des Feminismus, sondern verweist vielmehr auf die Unabgeschlossenheit feministischer Kämpfe:

*„Solange die Institutionen der Wirtschaft und der biologischen Reproduktion im Rahmen heterosexueller Familien die Geschlechterungleichheit institutionalisiert, wird die sexuelle Freiheit eine Belastung für Frauen sein“ (S. 440)*

Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb möchte sie ihr Buch nicht als ernüchterte Absage an die Liebe verstanden wissen. Ähnlich wie etwa Alain Badiou (2011) oder Michael Hardt (2012) – wenngleich unter anderen Vorzeichen – betont Illouz stattdessen das emanzipatorische Potenzial der leidenschaftlichen, selbstvergessenen Liebe.

## **Liebe als soziales Phänomen**

Liebe ist für Illouz kein abstraktes Konstrukt. Es geht ihr vielmehr darum, „mit der Liebe das zu machen, was Marx mit den Waren gemacht hat“ (S. 19). Analog zu Karl Marx' Analyse der Waren- und Wertzirkulation im Kapitalismus betrachtet sie Liebe als Produkt konkreter gesellschaftlicher und ökonomischer Verhältnisse, die nicht nur bestimmen, wie wir leben, sondern auch, wie und wen wir lieben. Sie wendet sich damit gegen die vorherrschende Praxis, Liebes- und Beziehungsprobleme zu individualisieren und zu psychologisieren. Ihr Projekt ist daher vor allem als Kritik an einer rapide wachsenden „Selbsthilfeindustrie“ (S. 14) zu lesen, deren Ratgeber-, Coaching-, und Therapieangebote die Ursachen des „modernen“ Liebesleids in der individuellen Psyche und Biografie suchen. Aufbauend auf Ergebnissen und Thesen aus „Die Errettung der modernen Seele“ (2009), „Der Konsum der Romantik“ (2007) und „Gefühle in Zeiten des Kapitalismus“ (2007) macht Illouz das Feld der Liebe dem Zuständigkeitsbereich der Psychologie, Neurowissenschaften und (Evolutions-)Biologie streitig. Sie fragt nach den *strukturellen* Gründen für das Scheitern von Liebesbeziehungen. Aufschlussreich ist dieser Perspektivwechsel insbesondere hinsichtlich der Rolle der Einbildungskraft und fiktionaler Gefühle in der kapitalistischen Konsumkultur. Illouz konstatiert eine wachsende Diskrepanz zwischen den in Medien, Werbung und der virtuellen Welt des Internet vermittelten Bildern eines glücklichen

(Liebes-)Lebens und der Realität des Alltags, die einen Zustand chronischer Enttäuschung bedingt. Die Schuld daran gibt sie jedoch nicht den individuellen überzogenen Erwartungen, sondern einem rationalisierten und monotonen Alltag, der leidenschaftliche Liebe schlicht unrealisierbar werden lässt. In dieser konsequenten Perspektive auf enttäuschte Liebe als soziales Phänomen und Ausdruck struktureller Widersprüche liegt die große Stärke ihrer soziologischen Erklärung.

## Die Schattenseiten der Freiheit

Der disziplinäre Rahmen der Soziologie steht jedoch gleichzeitig einer breiter gefassten Gesellschaftskritik im Weg. Illouz kritisiert zwar den gegenwärtigen „Freiheitskult“ (S. 429), der im ökonomischen Bereich gewaltige Einkommensunterschiede, Prekarisierung und den Abbau sozialer Sicherungssysteme legitimiert und auf dem Feld der Liebe vergeschlechtlichte Machtverhältnisse verdeckt. Zudem zeichnet ihre Analyse kultureller Praktiken der Liebe ein scharfsichtiges Bild von den Konsequenzen eines neoliberalen Denkens, das Menschen auch in Sachen Liebe zu eigenverantwortlichen Unternehmer\_innen ihrer selbst macht, die Beziehungen auf emotionale Gewinnmaximierung ausrichten und als Projekte managen. Doch weiter wagt sie sich auf das ökonomische Terrain nicht vor. Dies deutet sich bereits auf der konzeptuellen Ebene an, auf der sich Illouz mit dem Analyserahmen der Moderne – verstanden als kulturelles Phänomen – klar als Soziologin positioniert (während etwa der Begriff Neoliberalismus kein einziges Mal fällt). Entsprechend verharren letztlich auch Illouz’ „politische Empfehlungen“ (S. 437) an ihre Leser\_innen weitgehend auf der Ebene der Kultur. So argumentiert sie schlüssig, dass eine reale Geschlechtergleichheit in der Liebe eine „Neudefinition von Erotik und romantischen Sehnsüchten“ (S. 347) voraussetze und plädiert für neue feministische Strategien, die der ungebrochenen Wirkmacht der Idee der romantischen Liebe Rechnung tragen. Doch welcher Zusammenhang besteht zwischen diesen berechtigten Forderungen nach einer Einhegung sexueller Freiheit und dem neoliberalen Freiheitskult in der Ökonomie? Und was folgt aus der kapitalistischen Instrumentalisierung des feministischen Ideals weiblicher Autonomie, etwa hinsichtlich der Einbeziehung von Frauen in flexible neoliberale Arbeitsmärkte (vgl. McRobbie 2010; Fraser 2009)? Diese Fragen stellt sich Illouz leider nicht. Sie vergibt damit die Chance, ihre feministische Kritik an den Aporien, den unauflösbaren Widersprüchen der Liebe explizit mit einer Kapitalismuskritik zu verbinden. Dies ist insofern eine problematische Leerstelle, als sich ihre Soziologie des Liebeskummers nur auf eine bestimmte Klasse in bestimmten geografischen Räumen bezieht; auch wenn letztlich unklar bleibt, welche Länder für Illouz „an der Entwicklung der Moderne teilhatten“ (S. 29). Es drängt sich daher die Frage auf, wie es in der globalen Peripherie und in jenen Gesellschaftsschichten um die Liebe steht, die unter den verheerenden Konsequenzen des neoliberalen Projekts besonders leiden. Wie sieht romantische Liebe unter den Bedingungen prekärer Lebensverhältnisse, Flucht oder illegalisierter (Arbeits-)Migration aus? Ist das von Illouz beschriebene Liebesleid vielleicht ein Luxusgut einer bestimmten Klasse, die es sich leisten kann? Ich werfe Illouz nicht vor, diese Thesen nicht empirisch untersucht zu haben, das wäre ein anderes Projekt gewesen. Was ich in diesem Zusammenhang jedoch vermisse, ist zumindest eine kritische Reflexion der eurozentristischen Idee der Moderne, welche die Unterscheidung zwischen „uns“ und den „(vormodernen) Anderen“, zwischen Zentrum und Peripherie bereits in sich trägt – und durch Illouz’ empirischen Fokus weiter reproduziert wird.

## Der soziologische Beziehungsratgeber – ein neues Genre?

„Über Liebe wird man nicht mehr diskutieren können, ohne sich auf dieses Buch zu beziehen“ wirbt der Buchrücken mit einem Zitat der *ZEIT*. Und auch der Titel „Warum Liebe weh tut“ klingt eher nach Lebensberatung denn wissenschaftlicher Abhandlung. Die auf ein breites Publikum zielende Marketingstrategie des Verlags ist nicht unbedingt der Autorin anzulasten. Und doch verstärkte sich im Laufe der Lektüre der Eindruck, dass die Distanz zur psychologisierenden Ratgeberliteratur doch nicht so groß ist, wie behauptet. Zudem zeigt meine Erfahrung im persönlichen Umfeld, dass sich Illouz’ jüngstes Werk sehr gut eignet, akute Fälle von Liebeskummer mit soziologischen

Erklärungen aufzufangen und die Betroffenen mit ein paar Zitaten zum Schmunzeln zu bringen. Anders formuliert: Gibt Illouz uns vielleicht einen *soziologischen* Beziehungsratgeber an die Hand? Diese Vermutung bestärkt sie selbst, wenn sie am Ende leicht ironisch festhält: „Wenn dieses Buch einen nichtwissenschaftlichen Anspruch hat, dann den, das ‚Leiden‘ an der Liebe durch ein Verständnis ihrer gesellschaftlichen Grundlagen ‚zu lindern‘.“ (S. 425) An dieser Intention ist grundsätzlich nichts auszusetzen. Wer sich daher von der Erwartung einer universalen Soziologie der Liebe verabschiedet und sich auf das spezielle Elend der Liebe in der „westlichen“, oberen Mittelschicht einlässt, wird mit dieser aufschlussreichen und präzisen Analyse der „modernen“ Pathologien der Liebe viel Vergnügen haben. Falls deren Grenzen und Leerstellen dazu anregen, Illouz' Thesen und Ergebnisse mit Blick auf eine weiter gefasste Gesellschafts- und Kapitalismuskritik zu diskutieren, umso besser.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Badiou, Alain (2011): Lob der Liebe, übersetzt von Richard Steurer. Passagen Verlag, Wien.  
Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 8/09. S. 43-57.  
Hardt, Michael (2012): Die Verfahren der Liebe. Hatje Cantz Verlag, Ostfildern.  
McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. VS Verlag, Wiesbaden.

Eva Illouz 2011:  
Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung.  
Suhrkamp, Berlin.  
ISBN: 978-3-518-58567-2.  
467 Seiten. 24,90 Euro.

**Zitathinweis:** Verena Namberger: Die soziologische Alternative zum Beziehungsratgeber. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1145>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Sorgenvoll optimistisch



**Bernard Stiegler**

Die Logik der Sorge

Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien

*Das Buch beschreibt, wie der digitale Kapitalismus die Menschen fest im Griff hat, ohne dass sie es merken.*

Rezensiert von [Adi Quarti](#)

Bernard Stiegler, Leiter der *Abteilung Kulturelle Entwicklung* am *Centre Georges Pompidou* und Begründer der *Ars-Industriaris-Konferenzen*, die sich mit dem Einfluss der neuen Technologien auf die Gesellschaft beschäftigen, versucht in einer neuen Arbeit seine bisher nicht auf Deutsch vorliegenden Schriften zusammen zu fassen und eine Technologiefolgenabschätzung zu liefern, die umfassend ist.

Doch zunächst liefert der Autor eine gnadenlose Analyse der Strafrechtsreform der französischen UMP-Regierung aus dem Jahre 2007, welche die Strafunmündigkeit für jugendliche Straftäter abschaffte und diese dem Erwachsenenstrafrecht anglich. Gleichzeitig entwickelten Fernsehsender, besonders krass etwa *Canal J*, oder verschiedene Blogs im Internet, regelrecht Kampagnen zur Kontrolle des jugendlich-psychischen Apparats. Es ist klar, dass Stiegler hier auf seine umfangreichen Bücher zum Thema anspielt, die leider (noch) nicht auf Deutsch zugänglich sind (ausgenommen das gemeinsame Buch mit Jacques Derrida „Echographien. Fernsehgespräche“, das 2006 beim Passagenverlag erschien).

*„Diese psychotechnologischen Apparate sind Bestandteil einer Psychomacht, die die Formierung der von Michel Foucault analysierten Biomacht vervollständigt, zugleich jedoch deren Schwergewicht verlagert. Kontroll- und ‚Modulations‘-Gesellschaften, bei denen das Marketing zur zentralen Funktion der sozialen Entwicklung geworden ist, ersetzen die Foucaultsche Disziplinargesellschaft.“ (S. 28).*

Hier gehe es schließlich um nichts Geringeres als um die Zerstörung der Sorge als Aufmerksamkeit, Achtsamkeit und Anerkennung. An dieser Stelle werden mehrere neuere Studien erwähnt, etwa die von Frederick Zimmermann und Dimitri Christakis, welche die kognitiven Verhaltensänderungen durch die neuen Technologien untersuchen. Diesen zufolge seien in den Vereinigten Staaten ab dem zweiten Lebensjahr Kleinkinder regelmäßig Fernsehprogrammen ausgesetzt. Diese Personengruppe sei besonders gefährdet im Alter von sieben Jahren an Aufmerksamkeitsdefizitstörung (ADS) oder Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHS) zu erkranken.

Dazu sei auf einen Film verwiesen, der nicht dieser Regel folgt: „Heute trage ich Rock!“, Buch und Regie Jean-Paul Lilienfeld (2008). Sonia (Isabelle Adjani), eine Lehrerin an einer „Problemschule“ in einer Pariser Vorstadt, deren Direktor ihr rät, keine Röcke in der Schule zu tragen, weil diese bei den SchülerInnen eine gewisse Nähe zu sexuellen Dienstleistungen assoziieren (!). Offensichtlich von ihrer Rolle zwischen Direktorium, Kolleginnen und Schülern ziemlich überfordert, erwischt Sonia ihre Schüler, wie sie einen Revolver tauschen. Unversehens wird sie selbst Geiselnnehmerin

der Klasse und spielt die eben auch bei den Jugendlichen vorhandenen Klischees gnadenlos gegen diese aus. Der Film jongliert aber auch mit den Widersprüchen innerhalb der Kommandostruktur der Spezialeinheit, welche die Schule stürmen will. Tolles Kino, welches keineswegs nur von der wunderbaren Adjani lebt.

Zurück zum Buch: Stiegler wendet sich nun der digitalen Aufrüstung des Neoliberalismus zu, welche nahezu absurde Formen angenommen hat. Doch alle Cyber-Abwehrzentren und Digitale Therapien dieser Welt zusammengenommen wären nicht in der Lage dieses System zu regenerieren, welches durch Apparate zur Kontrolle der Bewegungsabläufe, die als Werkzeugmaschinen die Eliminierung des Arbeitskönnens und somit einen immensen Produktivitätszuwachs realisieren, dennoch auf eine Grenze trafen: den von Marx analysierten tendenziellen Fall der Profitrate. Die westlichen Gesellschaften hätten durch den Export ihrer Technologien neue Konkurrenten erzeugt und einen weltweiten Wirtschaftskrieg entfesselt. Wir alle hätten schließlich das TINA-Prinzip verinnerlicht: „There is no alternative“, weil wir alle mehr oder weniger dem Einfluss der Psychotechnologien ausgesetzt seien, welche unsere Mündigkeit zerstören. Insofern wird hier ein kollektives Krankheitsbild mit verheerenden Folgen diagnostiziert, dessen Therapie nur von völlig neuen politischen, ökonomischen und staatlichen Mitteln zu bewältigen ist. Ein Zurück zu den „guten alten Zeiten“ kann es nicht geben.

Bernard Stiegler, der sich öffentlich dazu bekannte von 1978 bis 1983 wegen eines bewaffneten Raubüberfalls eine Haftstrafe abgesessen zu haben, pendelt ständig zwischen den Schnittpunkten von Philosophie, Pädagogik und Kognitionswissenschaften. Dies macht es nicht gerade einfach ihn zu lesen, spannend ist das, was er schreibt, allemal.

Bernard Stiegler 2008:

Die Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien.

Suhrkamp, Frankfurt am Main.

ISBN: 978-3-518-26006-7.

190 Seiten. 10,00 Euro.

**Zitathinweis:** Adi Quarti: Sorgenvoll optimistisch. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1147>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Wegbereiter neoliberalen Denkens



**Mark Schieritz**

Die Inflationslüge

Wie uns die Angst ums Geld ruiniert und wer daran verdient

*Mark Schieritz zeigt, wie mit der Angst vor Inflation neoliberale Politik begründet und gemacht wird.*

Rezensiert von [Patrick Schreiner](#)

Die deutsche Diskussion rund um die Finanzkrise weist zahlreiche Spezifika auf. So dürfte Austeritätspolitik, also das radikale Kürzen von Staatsausgaben und Löhnen mit dem Ziel ausgeglichener öffentlicher Haushalte, in kaum einem westlichen Industrieland so unumstritten sein wie hier. Ein zweites Spezifikum ist der hohe Stellenwert, den die Angst vor Inflation beziehungsweise Geldentwertung in wirtschaftspolitischen Debatten einnimmt. Mit drohender Inflation begründen konservative und neoliberale PolitikerInnen, WissenschaftlerInnen und JournalistInnen nicht nur ihre Kritik an der vorsichtig expansiven Geldpolitik der Europäischen Zentralbank, sondern auch die Austeritätspolitik als solche: Steigende Staatsschulden, so behaupten sie, führten notwendig zur Entwertung „unseres“ Geldes. Mark Schieritz zeigt in seinem kleinen Bändchen in knappen Worten, aber in weitgehend überzeugender Weise, dass solche Behauptungen jeglicher empirischer und ökonomischer Begründbarkeit entbehren.

Er tut dies, indem er sich sowohl an politisch Interessierte als auch an verunsicherte Geld-AnlegerInnen wendet. Zwar möchte er keine Anlageberatung im eigentlichen Sinne leisten, wohl aber nützliches volkswirtschaftliches Wissen für AnlegerInnen einführend aufbereiten. Was auf den ersten Blick eine überraschende Zielgruppen-Formation zu sein scheint, gewinnt gerade angesichts der derzeit von neoliberalen Verbänden und Medien vorangetriebenen Diskussion um die vermeintliche oder tatsächliche Entwertung von Sparvermögen Relevanz und Sinnhaftigkeit. Immer schon nämlich diente die Angst um den Wert der eigenen Lebensversicherungen und der eigenen Sparbriefe als Einfallstor für reaktionäres Denken. Und gerade deshalb stehen das aktuell niedrige Zinsniveau und die – wirtschaftlich angemessene – Ausweitung der Zentralbank-Geldmenge derzeit im Fokus neoliberaler KritikerInnen.

Schieritz will hier einen Kontrapunkt setzen, indem er eine ganze Reihe Vorurteile widerlegt und zahlreiche Aufgeregtheiten nüchtern seziert. Dazu widmet er einen guten Teil des Buches grundlegenden historischen Ausführungen. Zu Recht. Bis heute nämlich werden die Hyperinflation der 1920er Jahre sowie die Währungsreform nach dem Zweiten Weltkrieg als Begründung für die in Deutschland besonders ausgeprägte Inflationsangst herangezogen. Schieritz zeigt, dass die damit verbundenen Annahmen und Behauptungen aber weit überwiegend keine reale Grundlage haben. Weder lassen sich die Wahlerfolge der NSDAP mit der Hyperinflation von 1923 begründen, noch hat diese vorwiegend KleinsparerInnen um ihr Vermögen gebracht. Auch war keineswegs Inflation verantwortlich für die Verelendung der Massen am Ende der Weimarer Republik. Ganz im Gegenteil war es die durch rigide Austeritätspolitik verschärfte Krise der späten 1920er und frühen 1930er Jahre, die zu drastischen sozialen und wirtschaftlichen Verheerungen führte. Nicht Inflation, sondern Deflation war damals das Problem: Die Preise sanken.



In der Tat sind sinkende Preise ein weitaus größeres ökonomisches Problem als steigende. Schieritz legt dar, dass und weshalb eine gewisse Geldentwertung volkswirtschaftlich durchaus richtig und angemessen ist. Er zeigt dies zum einen, indem er die negativen Folgen von Deflation beschreibt. Zum anderen aber geht er argumentativ über diese letztlich doch recht spezielle Fragestellung hinaus: Er liefert eine zwar kurze und einführende, thematisch aber doch umfassende Beschreibung dessen, was Geld in einer kapitalistischen Volkswirtschaft ausmacht, welche Funktion es hat und wie es entsteht. Die Angst vor Geldentwertung, so die dahinterstehende Annahme, lässt sich durch Kenntnisse über das Geldsystem am ehesten verringern. Einen wesentlichen Teil dieser grundlegenden Überlegungen zu Funktion und Rolle von Geld in modernen Volkswirtschaften bilden Ausführungen zu Funktion und Rolle von Schulden. Auch sie zielen darauf ab, die aktuellen Debatten um vermeintlich zu hohe Staatsschulden durch mehr Nüchternheit zu versachlichen. Schieritz macht deutlich: Nicht die von reaktionärer Seite immer wieder genannte „Druckerpresse“ oder die Staatsverschuldung war und ist das Problem, sondern die angesichts von Austerität und sozialer Verelendung derzeit am Boden liegende Wirtschaft in Europa.

Führt man sich vor Augen, dass dieses Büchlein lediglich 141 Seiten umfasst, die zudem nur wenige Zentimeter breit und in großer Schrift bedruckt sind, so erstaunt die thematische Breite, in der Schieritz seine Argumentation darlegt. Es handelt sich um weitaus mehr als um ein Buch nur über Inflation. Gerade deshalb würde man sich an der einen oder anderen Stelle zusätzliche Informationen und Erläuterungen wünschen – der Komplexität des Themas wäre dies durchaus angemessen. Doch scheint dieses Manko verzeihlich. Aus linker Sicht weniger verzeihlich ist hingegen, dass Schieritz an mehreren Stellen doch Anleihe bei neoliberalen Denken nimmt. So fordert er beispielsweise zum Ausgleich der Außenhandelsaldi im Euroraum eine stärkere Lohnzurückhaltung in Südeuropa, wenn auch ergänzt um die richtige Forderung nach überdurchschnittlichen Lohnerhöhungen in Deutschland. Er widerspricht damit seiner eigenen, berechtigten Warnung vor deflationären Tendenzen. Er bereitet damit zugleich einer Austeritätspolitik argumentativ den Boden, gegen die er doch eigentlich anschreibt: Denn der Zusammenbruch der Binnennachfrage, eben gerade auch der Nachfrage durch die Beschäftigten, ist derzeit in den südeuropäischen Ländern das Hauptproblem und im Kern die Ursache der Wirtschaftskrise. An solchen Textstellen wäre eine stringendere Argumentation wünschenswert gewesen.

Dem gerade auch politischen Wert des Buches tut dies allerdings keinen Abbruch: Gerade angesichts der Hetze, die derzeit von neoliberaler Seite gegen eine expansivere Geld-, Lohn- und Fiskalpolitik läuft, ist Schieritz' Veröffentlichung nachdrücklich zu begrüßen. Da die aktuelle neoliberale Hetze geschickt am Alltagswissen und an alltäglichen Ängsten der Menschen ansetzt, bleibt zu hoffen, dass das Buch entsprechend große Verbreitung findet. Genau in diesem Sinne ist es richtig, dass sich Schieritz explizit an verunsicherte Geld-AnlegerInnen wendet, dass er eine äußerst einfache Sprache wählt, dass er sich auf eine allgemeine Einführung in das Thema beschränkt und dass er einen Verlag gewählt hat, mit dem er ein Massenpublikum erreicht. Es gilt schließlich, all jenen das Handwerk zu legen, die von der Inflationsangst profitieren und die Schieritz am Ende seines Buches auch explizit seziert: den Banken, bestimmten PolitikerInnen und Parteien, vermeintlichen ExpertInnen und konservativ-liberalen Medien.

Mark Schieritz 2013:

Die Inflationslüge. Wie uns die Angst ums Geld ruiniert und wer daran verdient.

Droemer Knauer, München.

ISBN: 978-3-426-78633-8.

144 Seiten. 7,00 Euro.

**Zitathinweis:** Patrick Schreiner: Wegbereiter neoliberalen Denkens. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1143>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.



# Kein Kapitalismus ist auch keine Lösung



Wolfgang Streeck

Gekaufte Zeit

Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus

*Der Direktor des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung gibt sich in seinen Adorno-Vorlesungen radikal, kommt aber gedanklich über den Kapitalismus nicht hinweg.*

Rezensiert von [Ingo Stützle](#)

Wolfgang Streeck hat zwar noch bei Adorno studieren können und auch ein paar Vorlesungen besucht, aber, so gibt Streeck in der Einleitung von „Gekaufte Zeit“ zu, wenig verstanden. Streecks Vorlesungen sind hingegen einfach geschrieben und gut zu verstehen – dafür über weite Strecken problematisch.

Streeck hat sich vorgenommen, die gegenwärtige „Finanz- und Fiskalkrise des demokratischen Kapitalismus der Gegenwart im Lichte der Frankfurter Krisentheorien der späten 1960er und frühen 1970er“ (S. 9) zu behandeln. Dabei will er „unter Rückgriff auf ältere, vor allem marxistische Theorietraditionen“ (S. 10) die Krise interdisziplinär analysieren, das heißt nicht nur als ökonomisches Phänomen oder wie die krisentheoretischen Ansätze der 1960er und 1970er Jahre (Jürgen Habermas, Oskar Negt und Claus Offe) als technokratisches Problem.

## Von der Krise des Fordismus zum europäischen Konsolidierungsstaat

Den Schlüssel für die gegenwärtige Krise sieht Streeck in den 1970ern, denn „wir neigen dazu, zu unterschätzen, wie lange gesellschaftliche Ursachen brauchen, um gesellschaftliche Wirkungen hervorzubringen“ (S. 14). Auch daher rührt der Titel des Buchs „Gekaufte Zeit“. Die gegenwärtige Krise müsse als „vorläufiger Höhepunkt einer Entwicklung“ begriffen werden, die mit dem „Ende der langen sechziger Jahre, also etwa um 1975 herum“ (S. 23) begann. Im ersten Kapitel rekonstruiert er deshalb den Zusammenhang zwischen der Finanz- und Fiskalkrise und der Krise des Spätkapitalismus in den 1970ern, wie also die Krise bis heute verschleppt, Zeit gekauft wurde – unter anderem durch den Bedeutungsgewinn der Finanzmärkte.

Im zweiten Kapitel stellt er die Krise der Staatsfinanzen dar, um zugleich gängige Begründungsmuster, etwa die Institutionenökonomik zu kritisieren, die argumentiert, dass ein „zu viel“ an Demokratie den Staat überlaste, da er gesellschaftliche Konflikte moderiert und mit Geld schlichtet. Alle Parteien locken bei Wahlen mit Zugeständnissen, ein Wachstum der Staatsquote sei so unausweichlich. Streecks zentrale These ist hingegen, dass der sogenannte Schuldenstaat ab den 1980er Jahren den klassischen Steuerstaat als „reale institutionelle Formation“ (S. 20) abgelöst habe. Dass der Staat sich zunehmend verschuldet habe, sei Ausdruck einer Umverteilung von unten nach oben und Resultat von Klassenkämpfen. Er zeigt, dass der Anteil der Steuern auf Vermögen und höhere Einkommen ab Ende der 1970er Jahre am Gesamtsteueraufkommen sank.

*„Wenn es eine ‚Anspruchsinflation‘ gegeben hat, durch welche die Staatsfinanzen in ein strukturelles Defizit geraten sind, dann hat diese bei den Oberschichten stattgefunden, deren Einkommen und Vermögen in den letzten 20 Jahren rapide gestiegen sind, nicht zuletzt aufgrund von Steuersenkungen zu ihren Gunsten, während Löhne und Sozialleistungen am unteren Rand der Gesellschaft stagnierten oder gar sanken“ (S. 111).*

Deshalb ist die Staatsschuldenproblematik wesentlich ein Staatseinnahmenproblem. Nicht mehr Steuern, sondern die Finanzierung auf dem Kapitalmarkt wurde zentral, weil hohe Einkommen und Vermögen nicht mehr zur Kasse gebeten wurden. Damit transformiert sich der Steuerstaat: „Der von seinen Bürgern regierte und, als Steuerstaat, von ihnen alimentierte demokratische Staat wird zum demokratischen Schuldenstaat, sobald seine Subsistenz nicht mehr nur von den Zuwendungen seiner Bürger, sondern in erheblichem Ausmaß auch von den Gläubigern abhängt“ (S. 119). Daher thematisiert er im dritten Kapitel den von ihm sogenannten Konsolidierungsstaat.

*„Im Gefolge der Finanz- und Fiskalkrise ist der Schuldenstaat, der den Steuerstaat abgelöst hat, dabei, sich in einen Konsolidierungsstaat zu verwandeln und den neoliberalen Abschied des europäischen Staatensystems und seiner politischen Ökonomie von seiner keynesianischen Gründungsphase zu vollenden“ (S. 141).*

Das politische Projekt der Konsolidierung der europäischen Staatsfinanzen laufe vor dem Hintergrund der aktuellen Krise, so Streeck, „auf einen von Finanzinvestoren und Europäischer Union koordinierten Umbau des europäischen Staatensystems hinaus – auf eine Neuverfassung der kapitalistischen Demokratie in Europa im Sinne einer Festschreibung der Ergebnisse von drei Jahrzehnten wirtschaftlicher Liberalisierung“ (S. 164). Durch die europäische Ebene könne Austerität und der Konsolidierungsprozess sichergestellt werden, auch wenn sich in den nationalen Parlamenten keine Mehrheiten finden lassen. Die herrschende Politik scheint alternativlos; bei den Beherrschten wachse das „Gefühl, von ihren Regierungen nicht ernst genommen zu werden“ (S. 219).

## **Die bürgerliche Demokratie vor der neoliberalen Ökonomisierung retten**

Vor diesem Hintergrund kommt Streeck zu seinen Alternativen. Streeck plädiert für eine „Umkehr“ der Trends von Entdemokratisierung und Ökonomisierung, was für ihn bedeutet, „Institutionen aufzubauen, mit denen Märkte wieder unter soziale Kontrolle gebracht werden können: Märkte für Arbeit, die Platz lassen für soziales Leben, Märkte für Güter, die die Natur nicht zerstören, Märkte für Kredit, die nicht zur massenhaften Produktion uneinlösbarer Versprechen werden“ (S. 237).

Die bürgerliche Demokratie vor der neoliberalen Ökonomisierung zu retten, ist für ihn gleichbedeutend mit einer Rückkehr zum Europäischen Währungssystem (EWS), also eine Auflösung des Euro, einem System relativ flexibler Wechselkurse und mehr Nationalstaat, um „die Reste jener politischen Institutionen so gut wie möglich zu verteidigen und instand zu setzen, mit deren Hilfe es vielleicht gelingen könnte, Marktgerechtigkeit durch soziale Gerechtigkeit zu modifizieren und zu ersetzen“ (S. 236). Schließlich

*„eliminierte der Euro ganz im Sinne des neoliberalen Programms eine wichtige Version politischer Willkür aus der Verfassung des gemeinsamen Marktes und legte Regierungen von Mitgliedstaaten, denen an Beschäftigung, Wohlstand und sozialer Sicherheit ihrer Bevölkerung gelegen ist, auf das neoliberale Instrumentarium (...) fest“ (S. 237.)*

Die „Demokratisierung“, die er als ein Zurück zum Nationalstaat denkt, müsse ökonomisch deshalb von der Auflösung der Eurozone begleitet werden und relativ flexible Wechselkurse zum Ziel haben, weil nur so und mit den damit möglichen Abwertungen von Währungen die Länder wieder

Luft holen könnten, die im Vergleich zu Deutschland nicht besonders wettbewerbsfähig seien. „Abwertung als Institution in einem internationalen Wirtschaftssystem funktioniert wie das Handicap in Sportarten wie Golf oder Pferderennen, in denen die Unterschiede zwischen den Teilnehmern so groß sind, dass diese sich ohne Ausgleich in wenige Dauergewinner und viele Dauerverlierer teilen würden“ (S. 248). Was Streeck hier nicht in Frage stellt, ist, dass überhaupt um die Wette gerannt werden muss. Die einzigen Stellschrauben scheinen für ihn zudem der Lohn und der Wechselkurs zu sein.

## Bei der Rekonstruktion historischer Prozesse ärgerlich ungenau

Als Adorno-Vorlesung würde Streecks Vorhaben jedoch kaum durchgehen, wenn er nicht auch auf Marx' Kapitalismuskritik zu sprechen kommen würde, wobei er weniger auf die Kritik abhebt. Vielmehr unterstellt er eine „Marxsche[] politische[] Ökonomie“ (S. 24), also gerade keine *Kritik*. Das „Kernstück des Erbes“ sei das Kapital als „politischen Akteur und strategiefähige gesellschaftliche Macht“ (S. 43f.) zu denken, was der Frankfurter Theorie nicht gelänge und das größte Problem sei. Gleichzeitig thematisiert Streeck die Initiativen des Kapitals kaum und spricht vom „politischen Flankenschutz“ (S. 60) für die Kapitalinteressen – ohne staatstheoretische Überlegungen und ohne offen zu legen, wie er sich eine Vermittlung von ökonomischen Interessen und staatlicher Politik denkt. Die Rezeption der materialistischen staatstheoretischen Debatten bis in die Gegenwart wäre hier sinnvoll gewesen.

Streeck gibt sich in vielen Formulierungen radikal, etwa wenn er von der „Revolte des Kapitals gegen die mixed economy der Nachkriegszeit“ (S. 26) spricht oder dass der Neoliberalismus die „Konterrevolution gegen den Sozialstaatskapitalismus der Nachkriegsära“ sei (S. 111). Auch beim Widerstand „von unten“, wenn er mögliche Panikreaktionen an den Finanzmärkten auf den Protest überträgt:

*„Schließlich können Bürger ebenso in ‚Panik‘ verfallen und ‚irrational‘ reagieren wie Finanzinvestoren, vorausgesetzt, dass sie sich nicht auf mehr ‚Vernunft‘ verpflichten lassen als diese, auch wenn ihnen als Argumente nicht Geldscheine zur Verfügung stehen, sondern nur Worte und, vielleicht, Pflastersteine“ (S. 223).*

Er führt zudem die Occupy-Bewegung, die Empörten und den Anarchisten David Graeber als Referenz dafür an, dass es durchaus auch politische Akteure gibt, die noch nicht die Flagge der Alternativlosigkeit gehisst haben.

Allerdings ist Streeck bei historischen Prozessen oft ärgerlich ungenau. Sowohl was die Strategien der Kapitalfraktionen (in den wichtigsten Industriestaaten) und deren interne Widersprüche angeht als auch den Widerstand „von unten“. So behauptet Streeck, dass in der Folge von 1968 „sich immer mehr Unternehmen, Industrien und Verbände zu einem neuen gemeinsamen Ziel [bekanntem]: der Liberalisierung des Kapitalismus und der Expansion seiner Märkte nach innen und außen“ (S. 55). So einfach war das nicht. In Großbritannien wurden die Finanzmärkte schon in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre liberalisiert, um unter anderem den Sozialstaat zu retten. Das Ziel der Liberalisierung war also ein durchaus anderes als eine neoliberale Offensive loszutreten. In den USA mussten sich in den 1960er und 1970er Jahren die exportorientierten Kapitalfraktionen erst gegen auf den Binnenmarkt ausgerichtete Kapitalfraktionen und ihrem Bündnis mit der Arbeiterklasse durchsetzen – also auch hier gab es zunächst kein gemeinsames Ziel. Ähnlich in Europa, wo die Liberalisierung erst nach dem Scheitern von Frankreichs Versuch des Keynesianismus in einem Land 1983 mit dem Binnenmarktprojekt ab Mitte der 1980er richtig Fahrt aufnahm und zudem zwei Projekte miteinander konkurrierten, ein neoliberales Projekt und ein neomerkantilistisches Projekt. Auch hier wäre es angemessen, das Kapital als gestaltende, in sich widersprüchliche Kraft zu verstehen. Streeck klagt das zwar ein, kommt dem aber selbst nicht nach.

## Die analytische Aufarbeitung der Krise bleibt oberflächlich

Von seinem akademischen Elfenbeinturm aus konnte Streeck wohl auch die subalternen Kräfte nicht sehen, die dem Angriff auf ihre Lebens- und Arbeitsverhältnisse Widerstand entgegensetzten. So behauptet Streeck, dass die „lange Wende zum Neoliberalismus (...) in den reichen Gesellschaften des Westens auf bemerkenswert schwachen Widerstand“ (S. 58) stieß. In Großbritannien stieß Thatchers Politik auf schwachen Widerstand? Selbst wenn man die These als zielführend annimmt, sollte doch die häufig gestellte Frage anschließen, warum das neoliberale Projekt für die breite Masse nach und nach an Attraktivität gewann. Dabei war es gerade eine Problematik, die die Frankfurter Schule um Adorno interessierte: Warum unterwerfen sich Menschen „freiwillig“ Zwang, Herrschaft und Ausbeutung?

Aber auch das Verhältnis von strukturellen Zwängen und der veränderten Macht von AkteurInnen muss vor dem Hintergrund unbefriedigend bleiben. Streeck müsse „offen lassen, ob und mit welchen Mitteln es national organisierter Politik in einer immer internationaler gewordenen Wirtschaft überhaupt hätte gelingen können, Entwicklungen wie diese unter Kontrolle zu bringen“ (S. 112). Der Grund ist, dass es immer wieder einen „Organisationsvorsprung global integrierter Finanzmärkte gegenüber nationalstaatlich organisierten Gesellschaften“ (S. 126) gebe. Hier zeigt sich, dass es Streeck eben nicht gelingt, ökonomische Zwänge (des Weltmarkts) und die gestaltende Kraft sozialer Akteure (Klassen, Klassenfraktionen) im Rahmen von politischen Projekten, mit deren Hilfe es gelingt, Kräfteverhältnisse zu verändern, ins Verhältnis zu setzen.

Überhaupt bleibt die analytische Aufarbeitung der Krise – trotz Marx-Bezug – sehr oberflächlich. Streeck präsentiert Allgemeinplätze, etwa, dass zu viele Banken zu viele Kredite vergeben hätten, ohne zu klären, was dieses „zu viel“ ist, was mit Marx' Begrifflichkeiten von fiktivem Kapital und fiktivem Geld (Kreditgeld) durchaus möglich wäre. Streeck kokettiert aber nur. Auch scheint er die Debatte um die marxische Ökonomiekritik kaum mehr zu verfolgen, schließlich fehlen viele wichtige Beiträge zu Krise und monetärem Charakter der kapitalistischen Produktionsweise, die durchaus dazu beitragen, die auf Kredit basierende Ökonomie und die wichtig gewordenen Finanzmärkte besser zu verstehen.

Streeck polarisiert mit seinem Buch die Sozialdemokratie, ähnlich wie der Mitherausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Frank Schirrmacher, das konservative Lager spaltet. In den *Blättern für deutsche und internationale Politik* gab es bereits mehrere Beiträge, in denen Streeck selbst zu Wort kam. „Gekaufte Zeit“ ist aber auch Thema in der Zeitschrift *Sozialismus* oder dem wichtigen Internetportal *Nachdenkseiten*. Während die einen Streeck mit offenen Armen empfangen, weil er den Neoliberalismus kritisiert und den Euro für gescheitert erklärt, ist ein anderer Teil gekränkt – schließlich war es Streeck, der schon vor dem Antritt von Rot-Grün 1999 das propagierte, was schließlich in die Agenda 2010 mündete. Streeck macht in seinem neuen Buch die Hartz-IV-Politik zwar mitverantwortlich für Einkommensspreizung und Verarmungsprozesse – selbstkritische Töne sind allerdings nicht zu hören. Wie von der ganzen sozialdemokratischen Politikspitze, die zwar „Korrekturen“ für richtig hält, die Agenda 2010 aber nach wie vor als ein richtiges und wichtiges Projekt ansieht. Während Streeck also inzwischen die „marktförmige Sozialpolitik“ kritisiert, war gerade er es, der deren Einführung in Deutschland intellektuell begleitet hat. Das wollen ihm nicht alle durchgehen lassen.

Streeck behauptet zwar, dass niemand nach dem, „was seit 2008 geschehen ist, Politik und politische Institutionen verstehen“ könne, „ohne sie in enge Beziehung zu Märkten und wirtschaftlichen Interessen sowie den aus ihnen erwachsenden Klassenstrukturen und Konflikten zu setzen“ und deshalb der „Gebrauch bestimmter auf Marx zurückgehender Schlüsselbegriffe“ (S. 17f.) nötig sei. Er landet dann doch als sozialdemokratischer Bettvorleger: „Die Alternative zu einem Kapitalismus ohne Demokratie wäre eine Demokratie ohne Kapitalismus, zumindest ohne den Kapitalismus, den wir kennen“ (S. 235). Kein Kapitalismus ist für Streeck schließlich auch keine Lösung.

Wolfgang Streeck 2013:

Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus.

Suhrkamp, Berlin.

ISBN: 978-3-518-58592-4.

271 Seiten. 24,95 Euro.

**Zitathinweis:** Ingo Stützle: Kein Kapitalismus ist auch keine Lösung. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1133>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Vom Wohl und Wehe der Gewerkschaften im Nachkriegsdeutschland



**Frank Deppe**

Gewerkschaften in der Großen Transformation  
Von den 1970er Jahren bis heute – Eine Einführung

*Deppe umreißt den Doppelcharakter der deutschen Gewerkschaften vom Nachkriegsfordismus bis zur gegenwärtigen Krise des neoliberalen Kapitalismus.*

Rezensiert von [Christian Stache](#)

Als Marx 1865 seinen später unter dem Titel „Lohn, Preis und Profit“ publizierten Essay in Form einer Rede vor der *Internationalen Arbeiterassoziation* – der ersten Internationalen – vortrug, lieferte er eine der bis heute besten Bestimmungen von Gewerkschaften in kapitalistischen Gesellschaftsformationen. Er schrieb:

*„Gewerkschaften tun gute Dienste als Sammelpunkte des Widerstands gegen die Gewalttaten des Kapitals. Sie verfehlen ihren Zweck zum Teil, sobald sie von ihrer Macht einen unsachgemäßen Gebrauch machen. Sie verfehlen ihren Zweck gänzlich, sobald sie sich darauf beschränken, einen Kleinkrieg gegen die Wirkungen des bestehenden Systems zu führen, statt gleichzeitig zu versuchen, es zu ändern, statt ihre organisierten Kräfte zu gebrauchen als einen Hebel zur schließlichen Befreiung der Arbeiterklasse, d.h. zur endgültigen Abschaffung des Lohnsystems“ (MEW 16, S. 152).*

Marx skizzierte eine Ambivalenz gewerkschaftlicher Organisation, die darin besteht, einen Fokus des antikapitalistischen Widerstands bilden zu können und gleichzeitig permanent Gefahr zu laufen, das Überleben der kapitalistischen Produktionsweise mit zu sichern. Frank Deppes Darstellung der überwiegend deutschen Gewerkschaftsgeschichte dokumentiert diese Zwieschlächtigkeit für die Zeit der Großen Transformation. Der Begriff der Großen Transformation, den Deppe von Klaus Polanyi adaptiert, soll „nicht allein das Ende des Kalten Krieges und den Zusammenbruch der Sowjetunion und ihres Lagers, sondern auch die tiefgreifenden Veränderungen in den Strukturen des kapitalistischen Produktionsprozesses im Verhältnis von Politik (Staat) und Ökonomie (Markt) sowie von Kapital und Arbeit (...) am Ende des 20. Jahrhunderts“ (S. 6) bezeichnen. Es geht kurzum in Frank Deppes Einführung um die – in erster Linie deutsche – Gewerkschaftsgeschichte der letzten knapp 45 Jahre unter den Vorzeichen des Neoliberalismus und seiner derzeitigen Krise.

Gewerkschaften sind dem Autor zufolge „Interessenverbände der Lohnarbeiterinnen und Lohnarbeiter“. Sie haben den Zweck, „der durch den individuellen Arbeitsvertrag (...) gesetzten Vereinzelung und Konkurrenz unter den Lohnarbeitern durch die kollektive Interessenvertretung“ zu begegnen. Ihr Ziel besteht darin, „allgemeine und verbindliche Regelungen (für alle Beschäftigten) per Tarifvertrag („collective agreement“) oder per Gesetz durchzusetzen“ (S. 9f.).



*„Auf diese Weise soll der Machtasymmetrie zwischen Kapital und Arbeit, die auf der Verfügungs- und Dispositionsgewalt beruht, die aus dem Privateigentum an Produktionsmitteln sowie aus dem Privatarbeitsvertrag abgeleitet wird, durch die Gegenmacht der organisierten, kollektiven Interessen der Lohnarbeit begegnet werden. Gewerkschaften sind mithin – ob sie es wollen oder nicht – Klassenorganisationen“ (S. 10).*

## **Das Ende der Klassengesellschaft?**

Für die Große Transformation vom Fordismus zum Neoliberalismus oder, wie Deppe sagt, zum „globalen Finanzmarktkapitalismus“ (S. 15) ist „eine umfassende Veränderung der Kräfteverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit“ (S. 25) charakteristisch. Das „Klassenprojekt ‚Neoliberalismus‘“ (S. 94) hat weder das Kapitalverhältnis abgeschafft oder befriedet, noch hat es gar zu einem „Ende der Arbeitsgesellschaft“ (S. 14) geführt. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall: Der Klassengesellschaft ist durch die Formwandlung des Kapitalismus neuer Atem eingehaucht worden.

Dabei haben sich die Koordinaten der Klassengesellschaft im Zuge der Internationalisierung erstens des kapitalistischen Marktes und Wettbewerbs sowie zweitens des Kapitalverhältnisses verschoben. Während vor allem in den sogenannten BRICS-Staaten (Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika) neue klassische Industriearbeitsplätze entstanden sind, hat es in den ehemaligen Metropolen einen relativen Zuwachs an Arbeitsplätzen im Niedriglohnsektor gegeben. Die ArbeiterInnenklasse hat sich dementsprechend neu zusammengesetzt „mit einer neuen Unterschicht und einem wachsenden Prekariat auf der einen, einer schrumpfenden Oberschicht der (industriellen) Arbeiterklasse auf der anderen Seite“ (S. 19). Trotz des Überlebens der Klassengesellschaft und „der steigenden Zahl von Arbeitern in der Welt ist die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder bzw. der Organisationsgrad zurückgegangen“ (S. 20).

## **Korporatismus wohin das Auge reicht – die Nachkriegsgeschichte der deutschen Gewerkschaften**

Die Geschichte der deutschen Gewerkschaften nach 1945 ist eine Geschichte der Zusammenarbeit mit den Kapitalisten, eine Geschichte des Korporatismus – so zumindest kann man Deppes Darstellung zusammenfassen. Auf den „alten Sozialkorporatismus der 60er und 70er Jahre“ (S. 87) und den Wettbewerbskorporatismus der 80er und 90er Jahre“ (S. 87) des letzten Jahrhunderts folgte im neuen Jahrtausend mit der „Großen Krise“ (S. 84) ab 2007 ein „Krisenkorporatismus“ (S. 87). Der Autor definiert also analog zu den regulationstheoretisch bestimmten Formationen des Kapitalismus die Strategien der Gewerkschaften, mit denen sie versuchen, erst im Fordismus, dann im neoliberalen „Finanzmarktkapitalismus“ und schließlich in dessen großer Krise zu agieren.

Auf die Krise des großen fordistischen Klassenkompromisses der Nachkriegsära in den Metropolen, der häufig als „Goldenes Zeitalter“ beschönigt und dadurch verharmlost wird, reagierten die Gewerkschaften nicht mit einer Ausweitung des Klassenkampfes, wie die KapitalistInnen es mit ihrer neoliberalen Offensive taten. So konnte die herrschende Klasse ihren Kreuzzug für noch größere Profite antreten. Sie straffte das Fabrikregime, machte das klassische fordistische Lohnverhältnis durch die Etablierung des Niedriglohnsektors von der Regel zur Ausnahme, hob die Kontrollen für das Bankkapital auf, zerschlug den Sozialstaat, implementierte eine radikal-individualistische Ideologie und forcierte schließlich den internationalen Wettbewerb und Klassenkampf. Während also insbesondere seit dem Epochenbruch 1989/90 die originären Interessen der LohnarbeiterInnen und der Gewerkschaften massiv verletzt wurden, hielten deren SpitzenvertreterInnen in der Bundesrepublik es für geboten, sich den Attacken der Gegenseite zu fügen und durch „Co-Management“ (S. 70) „eine subalterne Rolle für die Herstellung der Wettbewerbsfähigkeit deutscher Unternehmen auf dem Weltmarkt“ (S. 66) einzunehmen. Diese

„Politik der Anpassung“ (S. 66) bezeichnet Deppe als „Wettbewerbskorporatismus“ (S. 62).

Tarifpolitisch zeichnet sich dieser dadurch aus, dass Gewerkschaften nicht mehr prioritär auf die Teilhabe der arbeitenden Bevölkerung am wirtschaftlichen Wachstum hinwirken, sondern auf „die Beschäftigungssicherung unter dem Vorzeichen von Wachstumsschwäche und Rationalisierung“ (S. 62) sowie auf die flexible Abstimmung der Lohnforderungen der Gewerkschaften auf die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen und Betriebe. Dieser Kurs geht einher mit einer „Politik der Konzentration auf das ‚Kerngeschäft‘“ (S. 75), das heißt auf die Gewerkschaftsarbeit im einzelnen Betrieb, und mit einem „Abschied vom Traditionalismus der sozialistischen Kapitalismuskritik und der Klassenkampforientierung“ (S. 68) der Gewerkschaften. Dieser Prozess der Entpolitisierung gewerkschaftlicher Organisation und gewerkschaftlichen Handelns wird von seinen BefürworterInnen als „Entideologisierung“ (S. 66) begrüßt. „Die führenden Köpfe dieser Politik“ waren pikanterweise

*„in der Regel in den 70er Jahren mit kommunistischen Organisationen verbunden oder sie gehörten zum linken Flügel der SPD und kooperierten in den Gewerkschaften mit Kommunisten. (...) Sie hatten sich aber inzwischen zu vorsichtigen Pragmatikern gewendet, die jetzt die Existenz des Kapitalismus als unveränderte Naturkonstante und dessen soziale Ausgestaltung als Ziel (und Weg) anerkannten“ (S. 75f.).*

Der lange Marsch durch die Institutionen beschränkte sich also keineswegs auf die Parteipolitik. Als sich seit der Mitte des vergangenen Jahrzehnts abzeichnete, dass der deutsche Kapitalismus, der von den Exportindustrien dominiert wird, durch „die Große Krise“ ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen werden würde, fielen die Krisenstrategien des personifizierten Kapitals und den Gewerkschaftseliten zwar nicht zusammen. Aber als Bundeskanzlerin Angela Merkel im Schulterchluss mit den deutschen Banken und Konzernen den Standortwettbewerb in der EU verschärfte, mit mehreren Konjunkturpaketen für angeschlagene Unternehmen und mit der „Politik im Zeichen der ‚Schuldenbremse‘“ (S. 91) und „der Austerität“ (S. 92) die Krise auf die Schultern der arbeitenden Bevölkerung abwälzte, boten sich die Gewerkschaftsführungen einmal mehr als zuverlässige Vasallen an. Sie optierten für einen „neuen Typus des ‚Krisenkorporatismus‘, der durch das gemeinsame Handeln von Betriebsleitungen, Belegschaften sowie Betriebsräten und Gewerkschaften (vor Ort) zur Rettung des Betriebs und eines Großteils der Arbeitsplätze charakterisiert“ (S. 87) werden kann. Diese „betrieblichen Strategien der Krisenbewältigung“ (S. 86) basieren vor allem auf dem Ausbau von Leiharbeit, auf betriebsinterner Flexibilisierung mittels Arbeitszeitpolitik, auf interner Reorganisation – also auf Instrumenten, „die auch schon in den Jahren vor der Krise mit dem Ziel, die Wettbewerbsfähigkeit zu steigern und Kosten zu senken, angewandt worden“ (S. 86) sind. Ergänzt wird diese wie auch jede andere Form des Korporatismus durch die Domestizierung der „radikalen Kräfte in den eigenen Reihen“ und den Verzicht „auf systemoppositionellen Widerstand sowie auf soziale und politische Militanz“ (S. 94). Damit begeben sich die Gewerkschaften einerseits „in die Rolle des ‚Juniorpartners‘ deutscher Hegemonialpolitik in der EU“ (S. 94). Andererseits treten sie den „gewerkschaftlichen Internationalismus“ (S. 132) mit Füßen und liefern einen Großteil der arbeitenden Klasse in Deutschland dem Klassenkampf von oben aus. Dass die deutschen Gewerkschaften vergleichbare Prozesse auf der europäischen Ebene mitgetragen haben, überrascht angesichts der deutschen Historie und ihrer Bilanz kaum.

## **Für welche Alternative und wie weiter mit den Gewerkschaften?**

Eine alternative, progressive Gewerkschaftspolitik in der Bundesrepublik und in Europa setzt hingegen einen grundlegenden Kurswechsel voraus, denn „die pragmatische Orientierung auf das Alltagsgeschäft“ verfestigt „letztlich die Abhängigkeit und Unterordnung im bestehenden Herrschaftssystem“ (S. 107). Warum Deppe die mit Bezug auf Lessenich geforderte offene Debatte über „Systemalternativen“, eine „entschlossene, offen antikapitalistische Strategie“ (S. 98) nennt,

die Rolle der Gewerkschaften darin dann allerdings auf die Frage zuspitzt, entweder die Finanzmärkte zu regulieren und die Politik des Schuldenabbaus fortzusetzen oder „ein neues Wachstums- und Akkumulationsregime jenseits des Finanzmarktkapitalismus“ (S. 98) zu installieren, bleibt sein Geheimnis. Für die ArbeiterInnenklasse und die Natur ist die Implementierung einer neuen kapitalistischen Formation keineswegs eine „glückliche Fundsache“ (Lipietz 1998, S. 104). Nicht nur der Finanzmarktkapitalismus, sondern die kapitalistischen Produktionsverhältnisse müssen sowohl von den Gewerkschaften als auch von anderen sozialen Kräften zur Disposition gestellt werden. Rosa Luxemburgs Losung von 1915 ist heute vielleicht aktueller denn je: „Sozialismus oder Rückfall in die Barbarei“ (RL GW 4, S. 62). Die Erkenntnis, dass der neue französische Präsident Hollande, anders als Deppe während der Niederschrift seines Essays vielleicht noch hoffte (S. 136), wahrlich kein Garant für eine weniger deutsche, das heißt kapitalhörige Entwicklung der EU ist, dürfte mittlerweile auch dem größten Optimisten klar sein.

Schließlich kann der Autor – das ist das größte Defizit des Buches – den Widerspruch zwischen seiner Theoretisierung der Gewerkschaften als „(objektiver) Klassenorganisationen“ (S. 105) und seiner kleinen Geschichte der gewerkschaftlichen Praxis in der Bundesrepublik und in Europa seit dem Ende des Fordismus nicht überzeugend erklären. Wenn sie Klassenorganisationen sind, müssten sie dann nicht auch gemäß ihrer Klasseninteressen handeln? Wenn die Praxis vor allem der deutschen Gewerkschaften seit mehreren Jahrzehnten durch eine Serie variierender Korporatismen geprägt ist, sind sie dann wirklich *Klassenorganisationen*, „nur“ weil sie ihren Statuten zufolge ArbeiterInnen organisiert? Oder mit Marx gefragt: Sind die *deutschen* Gewerkschaften in ihrer gegenwärtigen Verfassung „Sammelpunkte des Widerstands gegen die Gewalttaten des Kapitals“ oder verfehlen sie ihren Zweck, weil „sie sich darauf beschränken, einen Kleinkrieg gegen die Wirkungen des bestehenden Systems zu führen“ (MEW 16, S. 152)?

Um eines jedenfalls, so muss man nach der Lektüre konstatieren, werden die Gewerkschaften auch heute nicht umhin kommen, wenn sie Teil einer wirklichen Bewegung sein wollen, die den jetzigen Zustand aufhebt: Sie müssen „[s]tatt des *konservativen* Mottos: ‚Ein gerechter Tagelohn für ein gerechtes Tagewerk!‘“ (wieder) „auf ihr Banner die *revolutionäre* Losung schreiben: ‚Nieder mit dem Lohnsystem!‘“ (MEW 16, S. 152, Herv. i.O.).

## Zusätzlich verwendete Literatur

Lipietz, Alain (1998): Nach dem Ende des ‚Goldenen Zeitalters‘. Regulation und Transformation kapitalistischer Gesellschaften. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Hans-Peter Krebs. Argument Verlag, Berlin/Hamburg.

RL GW 4 – Luxemburg, Rosa (1916/1990): Die Krise der Sozialdemokratie. In: Rosa-Luxemburg Gesammelte Werke. Band 4. 5. Auflage. Dietz Verlag, Berlin. Online [hier](#).

MEW 16 – Marx, Karl (1898/1973): Lohn, Preis und Profit. In: Marx-Engels-Werke. Band 16. Dietz Verlag, Berlin. S. 103-152.

Frank Deppe 2012:

Gewerkschaften in der Großen Transformation. Von den 1970er Jahren bis heute – Eine Einführung.

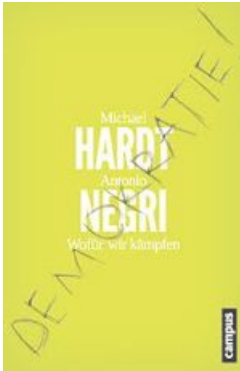
PapyRossa, Köln.

ISBN: 978-3-89438-497-5.

148 Seiten. 11,90 Euro.

**Zitathinweis:** Christian Stache: Vom Wohl und Wehe der Gewerkschaften im Nachkriegsdeutschland. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1138>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Wenn die Subjekte ihre Angst ablegen



**Michael Hardt, Antonio Negri**  
**Demokratie!**  
Wofür wir kämpfen

*Hardt und Negri präsentieren politische Alternativen gegen die Krisenpolitik des Empire. Die Autoren setzen ihre Arbeiten in den Kontext der aktuellen Krisen und zeigen Perspektiven gegen den gegenwärtigen Kapitalismus auf.*

Rezensiert von [Martin Birkner](#)

Nach der Trilogie „Empire“ – „Multitude“ – „Common Wealth“ legten Hardt und Negri nun eine ganz andere Sorte Text vor: Eine Deklaration. So lautet übrigens auch der – treffendere – englische Titel des schmalen Bändchens. Anlass der veränderten Tonlage – der Text ist viel näher an der Alltagssprache verfasst – sind einerseits die langanhaltende Krise des kapitalistischen Weltsystems, andererseits die aktuellen sozialen Bewegungen rund um den Erdball. Im Gegensatz zur Empire-Trilogie ist „Demokratie!“ weniger theoretisch-analytisch ausgerichtet, sondern vielmehr eine unmittelbare politische Intervention in diese Bewegungen.

## Subjektivierungsweisen in der Krise

Zunächst greifen Hardt/Negri einen Aspekt der Krise auf, der im Rahmen ihrer Entwicklung und der damit verbundenen Protestbewegungen immer stärker ins Zentrum rückte: Schulden beziehungsweise die durch diese produzierte Form von Subjektivierung, jene der Verschuldeten. Verschuldet-Sein wird zu einem Kernbestandteil postfordistischer Herrschaft, die Bedienung von Gläubigern und die Allgegenwart von Schulden formen im heutigen postfordistischen Kapitalismus ein ähnliches zentrales Herrschaftsdispositiv wie die industrielle Fabrik und die damit einhergehende Ausbeutung in der fordistischen Ära.

Darüber hinaus werden im ersten Kapitel drei weitere Subjektivierungsweisen des gegenwärtigen Krisenkapitalismus umrissen: die Vernetzten, die Verwahrten und die Vertretenen. Unausgesprochen selbstkritisch werden bei deren Vorstellung die negativen Auswirkungen der gegenwärtigen Krise(npolitik) ins Zentrum gerückt. Bemerkenswert ist dabei die offensichtliche Abkehr vom operaistischen Paradigma der Privilegierung sozialer Kämpfe vor der Reaktion der Herrschenden. Vom oft ins Triumphalistische abgleitenden Ton früherer Texte ist in „Demokratie!“ nur wenig zu spüren. Die Vernetzten sind eben nicht – oder zumindest nicht nur – die kommunizierenden und interagierenden kämpfenden Subjekte, sondern die durch Fernsehen und Internet unentwegt zum Vernetzt-Sein gezwungenen vereinzelt Individuen, beständig einem Zwang zum Kommunizieren-Müssen unterworfen. Die Verwahrten sind nicht nur die in Gefängnissen inhaftierten Massen rassistischer, autoritär-kapitalistischer Systeme, sondern auch die den mannigfaltigen Mechanismen der postfordistischen Kontrollgesellschaft Unterworfenen und Überwachten der „gesellschaftlichen Fabrik“. Last not least beschreiben Hardt und Negri in der Figur der „Vertretenen“ die Ohnmacht der zur repräsentativen Demokratie gezwungenen Subjekte nach dem Verschwinden aller Möglichkeiten, über die Institutionen der repräsentativen Demokratie auch nur kleine massenwirksame Reformen zum Besseren durchzusetzen. Was bleibt, ist die Permanenz des parlamentarischen Spektakels, dass in all seinen Facetten doch nur immer zu einem Ziel führt: Dass die Reichen reicher, die Armen ärmer und die „Anderen“ systematisch

ausgegrenzt und diskriminiert werden.

## Multitude und das Kommune

Genau dagegen richten sich die Rebellionen der Multitude. Spätestens hier, beim zweiten von drei Kapiteln, „Rebellion gegen die Krise“ betitelt, fällt dann doch eine Parallele zur Empire-Trilogie auf: auch sie beschäftigte sich zunächst mit der Herrschaftsweise des Empire, um anschließend Genese und Entwicklung der Multitude als rebellischer Subjektivität zu analysieren, welche schließlich in der absoluten Demokratie des Commonwealth – aller gegenteiliger Beteuerungen der Autoren zum Trotz ganz hegelianisch – zu sich kommt. So verwundert denn auch kaum, dass der dritte und abschließende Teil der Deklaration mit „Eine Verfassung für das Gemeinsame“ überschrieben ist. Zunächst aber werden im zweiten Kapitel den Figuren der Unterwerfung jene der Befreiung entgegen geschleudert: „Verweigert die Schulden!“, „Schafft neue Wahrheiten!“, „Befreit Euch!“ und „Verfasst Euch!“ lauten die imperativen Empfehlungen, die wohl nicht ganz zufällig an die Bestseller-Titel des kürzlich verstorbenen Stéphane Hessel angelehnt sind. Doch entgegen dem etwas anmaßenden Befehlston versuchen die Autoren lediglich jene Tendenzen innerhalb der gegenwärtigen Bewegungen herauszuschälen, die über die mehr oder weniger kreativen Wiederholungen so bekannter wie wirkungsloser linker Traditionsbestände hinausgehen. Anhand unterschiedlicher Bewegungen der letzten Jahre, von den Aufständen in den Pariser Banlieues über die Occupy-Bewegung(en) bis zum „Arabischen Frühling“ untersuchen sie die Gemeinsamkeiten in den neuen Formen real praktizierter unmittelbarer Demokratie. „Wir müssen Widerstand, Aufstand und konstituierende Macht als einen untrennbaren Prozess denken“, schrieben Hardt und Negri vor mehr als 10 Jahren. Jetzt versuchen sie, diese schlaue, jedoch abstrakte Parole durch die Kampferfahrungen und strategischen Tendenzen realer Bewegungen zu konkretisieren. Ob kollektiv organisierter Widerstand gegen die Zwangsräumungen Verschuldeter, spontane und nichtsdestotrotz äußerst gut koordinierte Kommunikationsformen der Jugendrevolte in England oder des „Arabischen Frühlings“, oder aber die Praxen realer Demokratie in der Bewegung der Platzbesetzungen: Hardt und Negri geht es letztlich um die Verbindung einer kollektiven, nicht aber vereinheitlichenden Politik gegen die Angst und für die Wiedereroberung, Verfassung und kollektive Nutzung des gemeinsam produzierten gesellschaftlichen Reichtums, kurz: des Kommunen. (An dieser Stelle erscheint mir eine Bemerkung zur deutschsprachigen Übersetzung unumgänglich; diese zeigt nämlich gerade in der Verwendung wichtiger Begriffe zum Teil deutliche Unsicherheiten. Manifest wird dies an der Kategorie des Kommunen: Dies wird, offenbar völlig beliebig als Gemeinsames, Gemeines oder Gemeinschaftliches übersetzt. Um die kommunistische Potenzialität des Begriffs und auch die strikte Unterscheidung zum von Tönnies geprägten Konzept der Gemeinschaft deutlich zu machen, verwende ich ausschließlich den Begriff des Kommunen.)

Das Kommune unterscheidet sich von der traditionellen sozialistischen Vorstellung öffentlichen/staatlichen Eigentums ebenso wie vom kapitalistischen Privateigentum. Wie auch die Form der Demokratie sich aus den kollektiven Übereinkünften der Vielen (quasi als Form der Demokratie eines postfordistisch gewendeten Rousseauschen „Volonté de tous“ gegen den vereinheitlichenden und repräsentierten „Volonté générale“ speist, so ist der Horizont der Verfassung des Kommunen nicht mehr jener des Eigentums, sondern die gemeinsame Nutzung des gemeinsam Produzierten.

## Biopolitischer Kapitalismus

Der Neoliberalismus, zunächst angetreten als politische Strategie, um den Widerständen der ArbeiterInnen zu begegnen und gleichzeitig das Begehren hinter diesen Widerständen in neue Quellen kapitalistischen Profits umzuwandeln (Flexibilität, Individualisierung, Autonomie et cetera), verwandelt sich – nicht zuletzt angesichts der tiefen Krise – in eine Form kapitalistischer Akkumulation, die auf scheinbar vorkapitalistische Methoden herrschaftlicher Reichtumsvermehrung abstellt: Enteignung (des Kommunen) und die sogenannte „ursprüngliche

Akkumulation“ beziehungsweise ihre Kombination. Entgegen fortschrittsgläubiger Vorstellungen sind dies keineswegs längst vergangene Formen von Ausbeutung; vielmehr kehren sie auch auf der vermeintlich fortgeschrittensten Ebene kapitalistischer Vergesellschaftung ebenso wieder wie die Abpressung von absolutem Mehrwert – wenngleich auch in verwandelter Form. Gleichzeitig mit diesen „postmodernen“ Formen scheinbar präkapitalistischer Akkumulation und mit ihnen eng verwoben tauchen aber auch ihre „altbekannten“ Varianten wieder verstärkt auf, wenn Nahrungsmittel, Energie Wasser, aber auch die Verlängerung der Arbeitszeit (wieder) zu zentralen Elementen von Ausbeutung und sozialen Kämpfen werden.

Gleichzeitig finden sich aber auch auf der Ebene postfordistischer Dienstleistungen und sogar in den Prozessen der Finanzialisierung der gesamten Gesellschaft diese Elemente – wenngleich auch in verwandelter Form. Carlo Vercellone nennt diesen Prozess das „zur-Rente-Werden“ des Profits. Er zeigt, dass diese vermeintlich präkapitalistische Form von Rentenökonomie im gegenwärtigen Kapitalismus ins Zentrum des Ausbeutungsprozesses rückt. Ausgebeutet/Eingehegt/Angeeignet werden dabei nicht mehr nur die stoffliche Natur als Grundlage der (Re-)Produktion gesellschaftliche Lebens, sondern auch das auf ihrer Basis gemeinsam Produzierte – und, noch darüber hinausgehend, die Produktivität der Individuen und ihre Körper selbst. Dieser Prozess lässt Hardt und Negri dann auch vom „Biopolitischen Kapitalismus“ sprechen. Letzterer geht über die Analyse des Neoliberalismus (als polit-ökonomischer Etappe) noch hinaus und bezeichnet die Notwendigkeit, das gesamte gesellschaftliche Leben und die Körper in Wert zu setzen. Dies verleitet die Autoren allerdings nicht zu einer düsteren Sicht auf die allgegenwärtige Verdinglichung gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern zeigt vielmehr die Möglichkeiten und Ansatzpunkte widerständiger Praxen, ja sogar kommunistischer sozialer Verhältnisse auf. Wenn der biopolitische Kapitalismus all unsere Körper, unser Wissen und unsere Produktivität benötigt, um überhaupt noch akkumulieren zu können, dann ist er, so Hardt und Negri, eigentlich in einer Sackgasse, aus dem ihm auch – was die Krise zeigt – immer wahnwitzigere Finanzialisierungsdynamiken nicht mehr retten können. Das Kapital braucht uns, die Multitude, aber wir brauchen das Kapitalverhältnis nicht mehr, wenn wir uns nur auf das enorme kollektive Vermögen unserer gemeinsamen Produktivität besinnen. Der Einsatz biopolitischer Kämpfe geht dabei ebenso wie der Begriff des biopolitischen Kapitalismus über die Analyse und Kritik des Neoliberalismus hinaus. Wo dessen Kritik noch an die Formprinzipien von Eigentum und Staat gebunden bleibt, wie beispielsweise in den Forderungen nach einer Rückkehr zum öffentlichen Eigentum und staatlicher (Re-)Regulierung, weisen die biopolitischen Auseinandersetzungen auf dem Terrain des Kommunen über diese Prinzipien hinaus. In „Commonwealth“ sprechen Hardt/Negri von der Notwendigkeit der Überschreitung der pervertierten Formen des Kommunen in den drei wichtigsten gesellschaftlichen Bereichen, nämlich der Familie, des Eigentums und der Nation.

## **Revolution als Begegnung von Prozess und Ereignis**

Leider findet sich im gesamten Text keine Reflexion der Transformation von Arbeitsteilung sowie jene der Produktionsweise im biopolitischen Kapitalismus, und so stellt sich im Laufe der Lektüre ein gewisses Unbehagen ob der „politizistischen“, das heißt Arbeitsverhältnisse vernachlässigenden Schlagseite des Textes ein. Nichtsdestotrotz prägen den Schlussteil viele instruktive Ideen einer Neukonfiguration gesellschaftlicher Konstitution, die schließlich gar in Vorschlägen zu einer „Agenda für eine neue Gewaltenteilung“ münden, die allerdings den Charakter des Neuen, der die Kraft vieler Gedanken von „Demokratie!“ ausmacht, vermissen beziehungsweise zumindest im nebulösen Grau verschwimmen lässt. Trotz des ein oder anderen Wermutstropfens aber weist der Band in die richtige Richtung, nämlich über die modernen Dichotomien von Staat versus Privat und „Chaos“ versus Repräsentation hinaus, hin zu den Formen einer Politik des Kommunen, die aus den gegenwärtigen Kämpfen und bereits existierenden nicht-kapitalistischen Vergesellschaftungsweisen heraus ihre Kraft bezieht, und nicht aus antiquierten linken Gewissheiten oder abstrakt-utopischen Modellen. John Holloway schrieb vor einigen Jahren einen Essay über die „Zwei Zeiten der

Revolution“, in dem er – ganz zapatistisch – der Zeit des unumgänglich zu beseitigenden kapitalistischen Wahnsinns (Jetzt!) jene des „Wir gehen langsam, denn wir haben einen langen Weg zu gehen!“ zur Seite stellte. Diesen doppelten Einsatz der Revolution als Prozess und Ereignis (bei Hardt/Negri: *Kairos*) in den Blick genommen zu haben, ist die Stärke von „Demokratie!“: „Wir stehen [...] vor einer paradoxen Aufgabe: Wir müssen uns auf ein Ereignis vorbereiten, dessen Datum ungewiss ist.“

Michael Hardt, Antonio Negri 2013:

Demokratie! Wofür wir kämpfen.

Campus, Frankfurt am Main.

ISBN: 9783593398259.

127 Seiten. 12,90 Euro.

**Zitathinweis:** Martin Birkner: Wenn die Subjekte ihre Angst ablegen. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1142>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Hexenverbrennung und die ursprüngliche Akkumulation



**Silvia Federici**

Caliban und die Hexe

Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation

*Das Buch über die Zusammenhänge von ursprünglicher Akkumulation und der Kriminalisierung und Naturalisierung des „weiblichen Körpers“ stellt einen zentralen Beitrag zur materialistisch-feministischen Geschichtsschreibung dar.*

Rezensiert von [Mariana Schütt](#)

Silvia Federicis Buch „Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation“ gehört für mich zu jenen Büchern, welche sich tief in mein Gewebe einschreiben, mich an sich binden und nicht mehr loslassen. Es ist ein Buch, das die Jahrhunderte der Disziplinierung, der Zurichtung und der Vernichtung von Frauen nachzeichnet und diese in den Kontext kapitalistischer Vergesellschaftung stellt. Der Titel des Buches verweist auf William Shakespeares Theaterstück „Der Sturm“, in dem der Kolonisator Prospero auf den rebellischen Native Caliban trifft. Caliban verbündet sich mit zwei europäischen Proletariern gegen Prospero. Der Aufstand scheidet jedoch. Nichtsdestotrotz steht die Figur des Calibans für den Widerstand der amerikanischen Natives gegen die Kolonisierung und wurde in der Geschichte von südamerikanischen Revolutionären zum Symbol für ihren Kampf. In Federicis Interpretation steht Caliban „jedoch nicht nur für den antikolonialen Rebellen [...] sondern er ist Symbol des Weltproletariats, genauer: des proletarischen Körpers als Terrain und Mittel des Widerstands gegen die Logik des Kapitalismus“ (S. 12). Der proletarische Körper, den es zu erobern und zu disziplinieren galt und gilt. Die Hexe Sycorax, die Mutter Calibans, der Shakespeare nur eine unbedeutende Rolle zuschreibt, steht bei Federici im Mittelpunkt: „Sie verkörpert einen Kosmos weiblicher Subjekte, den der Kapitalismus zerstören musste: die Ketzerin, die Heilerin, die ungehorsame Ehefrau, die Frau, die alleine zu leben wagte, die Obeah-Frau, die die Speisen des Herren vergiftete und die SklavInnen zum Aufstand anstiftete“ (ebd.). Die Hexe wird somit zum Symbol für den weiblichen Widerstand als Ganzes.

Der Titel des Buches verweist somit auf Federicis zentrales Anliegen: eine Neuschreibung der Geschichte der Frauen unter den Vorzeichen der Hexenverfolgungen, die den Übergang zwischen Feudalismus zum Kapitalismus markieren. Dabei begreift sie die „Marxsche Gleichsetzung des Kapitalismus mit dem Aufstieg der Lohnarbeit und des ‚freien‘ Arbeiters“ (S. 9) als unzureichend und verschiebt den Fokus auf die Sphäre der Reproduktion. Mit dem Begriff der „ursprünglichen Akkumulation“ hat Marx im ersten Band des Kapitals versucht den historischen Prozess nachzuzeichnen, welcher dem Aufstieg des Kapitalismus zu Grunde liegt. Für Federici liegt das Besondere des Begriffs jedoch nicht in einem rein historischen Gehalt, sondern in der „Tatsache, dass die ‚ursprüngliche Akkumulation‘ von Marx als grundlegender Vorgang behandelt wird, in dem die strukturellen Bedingungen für die Existenz einer kapitalistischen Gesellschaft erkennbar werden“ (S. 13). Während Marx jedoch vor allem den „Standpunkt des entlohnten männlichen Proletariats“ herausarbeitet, betrachtet Federici die ursprüngliche Akkumulation „hinsichtlich der Stellung der Frauen und hinsichtlich der Produktion der Arbeitskraft“ (ebd.). Indem sie die Hexenverfolgung des 16. und 17. Jahrhunderts in den Blick nimmt, entfaltet Federici nicht nur



eine feministische Erweiterung der Marxschen Kategorien, sondern ergänzt auch die Foucaultsche Theorie des Körpers um eine feministische Perspektive.

Der Theoretiker Michel Foucault hat große Teile seines Werks der Analyse der Disziplinierung des Körpers gewidmet und der Unterwerfung des Körpers unter die sogenannte Disziplinarmacht. Im Vordergrund der Disziplinarmacht steht eben jener *singuläre Körper*, der – so Foucault in „Überwachen und Strafen“ – im klassischen Zeitalter „Gegenstand und Zielscheibe der Macht“ wird (Foucault 1976, S. 174). Das Neue der Disziplinarmacht ist, dass sie versucht den Körper nicht „als eine unterschiedslose Einheit zu behandeln, sondern ihn im Detail zu bearbeiten; auf ihn einen fein abgestimmten Zwang auszuüben; die Zugriffe auf der Ebene der Mechanik ins Kleinste gehen zu lassen“ (ebd., S. 175). Es ist also eine Technologie des Details – eine „Mikrophysik der Macht“ (ebd., S. 178). Federici zufolge hat Foucault durch seine Auslassung der Hexenverfolgung und des Diskurses der Dämonologie den „repressiven Charakter der gegen die Frauen entfesselten Macht“ nicht berücksichtigt (S. 19), wobei sich einwenden ließe, dass er zumindest in „Die Anormalen“ darauf Bezug nimmt – eine Bezugnahme, die jedoch Federicis Kritik nicht in Frage stellt. Federici lässt sich nicht so sehr von der produktiven Seite der Macht beeindruckt wie Foucault und zeigt auf, wie eine spezifische weibliche Sexualität für lange Zeit tatsächlich vernichtet wurde.

## **(Weiblicher) Widerstand im Mittelalter**

Federicis „Caliban und die Hexe“ ist in fünf Kapitel gegliedert, die sich aufgrund ihrer jeweils abgeschlossenen Struktur auch gut einzeln lesen lassen. In ihrem ersten Kapitel zeichnet sie soziale Bewegungen im mittelalterlichen Europa nach, die sich vor dem Hintergrund einer sozialen Krise formierten. Ihr Ausgangspunkt ist dabei, dass die Geschichte der Frauen und der Reproduktion bei „den Kämpfen ansetzen [muss], die das mittelalterliche Proletariat – Kleinbauern, Handwerker, Tagelöhner – gegen die feudale Macht in all ihren Formen führte“ (S. 25). Der Kapitalismus wird in diesem Zusammenhang als eine Konterrevolution verstanden, als eine gewaltvolle Antwort auf die politischen und sozialen Bewegungen und antifeudalen Kämpfe des Mittelalters. Federici zeichnet unter anderem nach, wie sich Bäuerinnen am Ende des 14. Jahrhunderts massenhaft gegen die Herrschaft der Lehnsherren aufbäumten und das „mittelalterliche Dorf Schauplatz eines alltäglichen Krieges“ wurde (S. 31). Besonderes Augenmerk wirft Federici jedoch auf millenaristische und häretische Bewegungen, die den feudalen Verhältnissen Widerstand entgegenbrachten. Die häretischen „Sekten“ werden bei Federici als die bedeutendste Opposition des Mittelalters nachgezeichnet. Dass ihre Ideen und emanzipatorischen Bestrebungen heute nur so wenig bekannt sind, ist vor allem dem Umstand geschuldet, dass sie zu „tausenden auf dem Scheiterhaufen verbrannt“ und von der Heiligen Inquisition der Katholischen Kirche vernichtet wurden (S. 41). Umso wichtiger halte ich Federicis Ansatz, diesen Teil widerständiger Geschichte wieder zugänglich zu machen.

Besonders bedeutend ist für Federici der hohe Status der Frauen innerhalb der häretischen Bewegung: „Es überrascht nicht“, so Federici, „dass die Frauen in der Geschichte der Häresie präsenter sind als in irgendeinem anderen Bereich des mittelalterlichen Lebens“ (S. 48). Mit der Pest, die zwischen 30 bis 40 Prozent der europäischen Bevölkerung tötete, trat ein Wendepunkt der mittelalterlichen Kämpfe ein. Zunächst schienen sich durch die Knappheit der Arbeitskräfte die Herrschaftsverhältnisse zu Gunsten der Beherrschten zu verschieben. Dies wurde jedoch mit einer Konterrevolution, getragen von einem Bündnis zwischen Adel, Kirche und Bürgertum beantwortet und der Weg zum absolutistischen Staat eingeleitet.

## **Die Unterwerfung des Körpers**

In ihrem zweiten Kapitel geht Federici auf die Herausbildung des Kapitalismus ein und die damit verbundene Herausbildung von Produktions- und Reproduktionssphäre. Sie beschreibt dabei drei zentrale Entwicklungen: Die Enteignung der europäischen Arbeiter\_innen, die „Verwandlung“ des Körpers in eine „Arbeitsmaschine“ und die tiefe Spaltung des Proletariats (S. 78). Im späten 15.

Jahrhundert begann in Europa die große Privatisierung und Aneignung des Landes. Die sogenannte „Einhegung“ – die Abschaffung gemeinschaftlichen Landeigentums – verdüsterte die Lebenssituation für einen Großteil der Bevölkerung: Besonders die Lebensmittelsituation verschlechterte sich drastisch für das Proletariat. Von der sukzessiven Zerschlagung der Allmende waren vor allem ältere Frauen betroffen, die fortan oft nur durch Leihgaben oder Diebstähle überleben konnten. Insgesamt wurde es für alle proletarischen Frauen schwerer, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, da sie zunehmend in den Bereich der unentlohnten Reproduktionsarbeit abgedrängt wurden. So schreibt Federici:

*„Es steht jedenfalls außer Zweifel, dass Frauen im Zuge des ‚Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus‘ einen einzigartigen Prozess der Degradierung erlitten, der für die Akkumulation des Kapitals von grundlegender Bedeutung war und bis heute geblieben ist.“ (S. 91)*

Was Federici daraufhin beschreibt, ist eine massive Disziplinierung mit dem Ziel, die „Gebärmutter“ zu kontrollieren, um die Zeugung „unmittelbar in den Dienst der kapitalistischen Akkumulation“ zu stellen (S. 109). Diese Kontrolle ging mit einer rigorosen Kriminalisierung der Verhütung und einer fast vollständigen „Domestizierung“ der Frau einher. Damit korrespondierte am Ende des 17. Jahrhunderts zudem ein „neues Modell der Weiblichkeit [...] die ideale Frau und Gattin – passiv, fügsam, sparsam, wortkarg, stets beschäftigt und keusch“ (S. 127).

In ihrem dritten Kapitel zeigt Federici, wie die anlaufenden kapitalistischen Produktionsformen ein neues Verständnis des Körpers hervorbringen. Zur Steigerung der proletarischen Arbeitskraft wird der Körper des\_der Proletarier\_in in seine einzelnen Teile zerlegt. Der Körper wurde so selbst zum Produktionsmittel und somit zum wichtigen Gegenstand sozialer Kontrolle: „Die Scheiterhaufen, auf denen die Hexen (...) starben, waren ebenso wie die Folterkeller, in denen sie gemartert wurden, ein Laboratorium(,) in dem sich einiges an sozialer Disziplin ablagerte, und in dem einiges Wissen über den Körper erlangt wurde“ (S. 178). Während die Proletarier\_innen zunehmend über ihren Körper definiert wurden, bildete sich auf der Seite der Richter, der Inquisitoren, der Leiter und der Verwalter die Sphäre der Vernunft aus, die den „rebellischen Körper“ züchtigte: „Das Proletariat war, ebenso wie Caliban, die Verkörperung jener ‚üblen Säfte‘, die sich im Gesellschaftskörper verbargen, angefangen mit den widerlichen Ungeheuern des Müßiggangs und der Trunksucht“ (S. 191).

## Hexenverbrennung und Kapitalismus

Bezeichnend ist dabei, dass in der Geschichtsschreibung über das Proletariat, so Federicis Feststellung, die Hexenverfolgung kaum Platz findet. Diese „Gleichgültigkeit“ seitens der Historiker sieht sie dem Fakt geschuldet, dass die Opfer vor allem bäuerliche Frauen waren (S. 201). Erst Feminist\_innen betrachteten die Folterung und die Tötung hunderttausender Frauen im 16. und 17. Jahrhundert systematisch. In diesem Zusammenhang betont Federici in ihrem vierten Kapitel eindringlich, dass die Hexenverbrennung kein Überbleibsel der feudalen Welt darstellt, sondern strukturell mit der kapitalistischen Vergesellschaftung verbunden ist/war. Zur gleichen Zeit, als die spanischen Kolonisatoren die Bevölkerung Südamerikas unterwarfen, folterten und ermordeten, ging die Verfolgung der europäischen Frauen „von der Inquisition zu den weltlichen Gerichten“ über (S. 205). Federici versteht diese organisierte Vernichtung von Frauen als einen „Angriff auf den Widerstand der Frauen gegen die Ausbreitung kapitalistischer Verhältnisse [...], und ein Angriff auf die Macht, die Frauen durch ihre Sexualität, ihre Kontrolle über die Reproduktions- und ihre Heilfähigkeit erlangt hatten“ (S. 209).

Die Hexenjagd führte nicht nur zu einer Verfestigung patriarchaler Ordnung, sondern auch dazu, dass sich Frauen vor anderen Frauen fürchteten. Dieses allgemeine Klima der Angst – so Federici – untergrub die Klassensolidarität und hatte eine tiefe Spaltung des Proletariats zur Folge. Die Hexenverfolgung schrieb sich auch insofern in den weiblichen Körper ein, als sie den langen Weg zum „sauberen Sex zwischen sauberen Betttüchern“ (S. 233) vorbereitete und die weibliche

Sexualität zur „Arbeit und zu einem Dienst an den Männern sowie an der Zeugung gemacht hat“ (S. 234).

## Hexenjagd und Kolonisierung

Im letzten Kapitel geht Federici auf die Verbindung von Hexenjagd und Kolonisierung ein – eine Verbindung, die sich in den vorangegangenen Kapiteln bereits ankündigte. Federici beschreibt unter anderem, wie die Hexenjagd auf die amerikanischen Kolonien ausgeweitet wurde und dazu diente „kollektiven Widerstand zu brechen, ganze Gemeinschaften zum Schweigen zu bringen und die Mitglieder dieser Gemeinschaften gegeneinander aufzuhetzen“ (S. 266). Federici schildert, wie der Hexenverfolgung der spanischen Kolonisatoren vor allem auch die „Anstifter antikolonialer Revolten“ zum Opfer fielen (S. 279). Die vermeintlichen Hexen waren also insbesondere diejenigen, die sich dem kolonialen Regime des Terrors entgegenstellten. In diesem Zuge weist Federici auch darauf hin, dass vor allem Frauen den antikolonialen Widerstand anführten.

„Caliban und die Hexe“ ist aus meiner Sicht eine bereichernde Lektüre über die gewaltvolle Struktur, die den Anfängen des Kapitalismus zugrundeliegt. Aber „Caliban und die Hexe“ ist auch noch viel mehr: Es ist eine bereichernde Lektüre über die gewaltvolle Struktur, die dem Kapitalismus *immer noch* zugrundeliegt. Der Prozess, den Federici für das späte Mittelalter beschreibt, ist kein abgeschlossener, sondern ein fortlaufender: „Verelendung, Rebellion und der Anstieg der ‚Kriminalität‘ sind strukturelle Bestandteile der kapitalistischen Akkumulation, da der Kapitalismus die Arbeiterschaft ihrer Reproduktionsmittel berauben muss, um seine Herrschaft durchzusetzen“ (S. 100). Das bedeutet auch, dass Hexenverfolgungen in der Durchsetzung des Neoliberalismus wieder vorzufinden waren/sind (vgl. S. 287). Doch Federicis Buch handelt nicht nur von Gewalt, sondern auch und vor allem von Widerstand, Alternativen und Möglichkeiten. Es ist in jeder Hinsicht lesenswert.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main, Suhrkamp

Silvia Federici 2012:

Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation.

Mandelbaum Verlag, Wien.

ISBN: 978385476-615-5.

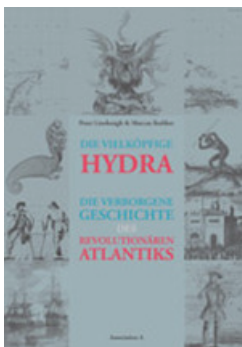
316 Seiten. 24,90 Euro.

**Zitathinweis:** Mariana Schütt: Hexenverbrennung und die ursprüngliche Akkumulation.

Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1151>.

Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Verborgene Spuren



**Peter Linebaugh, Marcus Rediker**

Die vielköpfige Hydra

Die verborgene Geschichte des revolutionären Atlantiks

*Ihnen selbst zufolge machen die Autoren die namenlose „multiethnische“ Klasse des Frühkapitalismus sichtbar. Damit begeben sie sich auf umstrittenes Terrain, liefern aber dennoch einprägsame Gegen-Bilder des Widerstands.*

Rezensiert von [Hannah Schultes](#)

Der Anspruch, Erfahrungen und Entwicklungen sichtbar zu machen, die durch den ‚klassischen‘ Fokus auf Gewerkschaftsgeschichte gar nicht erst ins Blickfeld von linker wissenschaftlicher Geschichtsschreibung geraten waren, ist nicht neu: Die New Labor History tut dies seit längerem. Dennoch gilt die 2000 erschienene Historiografie „The Many-Headed Hydra: Sailors, Slaves, Commoners and the Hidden History of the Revolutionary Atlantic“ von Peter Linebaugh und Marcus Rediker als besonders innovativer Beitrag zur Arbeits- und Sozialgeschichte. 2008 erschien die Arbeit in deutscher Sprache bei Assoziation A. Die Autoren sehen im Beginn von Enteignungen um 1600 in Europa den Ausgangspunkt einer „Formierung eines atlantischen Proletariats“ (Linebaugh/Rediker 2009, S. 48), dessen Existenz der Arbeiterklasse vorausgehe und das „für den Aufstieg des Kapitalismus und der modernen Weltwirtschaft von grundlegender Bedeutung war“ (S. 14). Dreh- und Angelpunkt ihrer Konzeption von Seeleuten, Piraten, Prostituierten, Sklav\_innen, Vagabund\_innen, Dieb\_innen oder Schuldknechten als heterogene „multiethnische Klasse“ bilden dokumentierte Beispiele für Gemeinschaft, Solidarität und gemeinsamen Widerstand gegen Unterdrückung trotz durch Geschlecht, Alter, „Herkunft“ und Erfahrung geprägter Unterschiede.

In einer Sage aus der griechischen Mythologie wird Herakles zur Strafe die Tötung der neunköpfigen schlangenartige Hydra auferlegt. Er beginnt, die Köpfe abzuschlagen, woraufhin jedoch immer neue Köpfe nachwachsen, bis er schließlich die Hydra durch das Ausbrennen der Hälse besiegt. Linebaugh und Rediker beschreiben den Mythos als „eine Variante eines quasi-universellen Kampfmythos (...), in dem ein Halbgott gegen einen grauenvollen, monströsen Gegner antritt, das Chaos besiegt und den Nomos oder die gesellschaftliche Ordnung herstellt“ (Linebaugh/Rediker 2009, S. 37). Die Herrschenden im Frühkapitalismus verbanden die unterschiedlichen widerständigen Akteur\_innen über das Gleichnis der vielköpfigen Hydra mit einer Rhetorik von „Unterwerfung, Ausrottung, Beseitigung, Vernichtung, Liquidierung, Ausmerzungen, Auslöschung“ (ebd.). So verteufelten zum Beispiel Amt- und Würdenträger die Piraten als „Seeungeheuer, wilde Bestien und vielköpfige Hydra“, eine Beschreibung, die ihr Erhängen forderte und legitimierte (S. 188). Linebaugh und Rediker zufolge kommt in der Verwendung dieses Bildes ein bestimmtes Kräfteverhältnis zum Ausdruck: Herakles repräsentiert die Herrschenden, die Hydra hingegen das von ihnen bekämpfte Proletariat.

## Zwischen Allmende und Fabrik

„Die vielköpfige Hydra“ konzentriert sich auf den Zeitraum zwischen 1600 und 1835, mit dem Fokus auf die durch Kolonisation und die Entstehung des sogenannten transatlantischen Dreieckshandels historisch-geographisch verwobene Geschichte des Britischen Empires, Westafrikas und den Amerikas. Die Einteilung in vier zeitliche Phasen korrespondiert größtenteils

mit den jeweils im Mittelpunkt stehenden Schauplätzen: „die Allmende, die Plantage, das Schiff und die Fabrik“ (S. 351). Die Autoren zeigen, wie die in diesem Zusammenhang ausgemachten dominanten Gewaltformen der Enteignung, der Mittelpassage (als die zwischen den Kontinenten vermittelnde Gewalt der Überfahrt auf Sklavenschiffen), der Ausbeutung und der Repression immer auch mit Widerstand, Rebellion und Aufstand seitens der Unterdrückten und mit teilweise eher unvermuteten Allianzen einherging.

Ein kurzer Blick auf die jeweiligen von Linebaugh und Rediker gesetzten Phasen verdeutlicht, was mit diesen eher abstrakt erscheinenden Örtlichkeiten und Gewaltformen gemeint ist. Von 1600 bis 1640 vollzieht sich die ursprüngliche Akkumulation durch Enteignung als der historische Scheidungsprozess von Produzent\_innen und Produktionsmittel. So findet die Subsistenzwirtschaft ein Ende, die Allmende, das Gemeineigentum, wird verkleinert und der Bedarf an Arbeitskraft für das Vorantreiben von Handel und Kolonisierung durch den Einsatz der Landvertriebenen als „Holzhauer und Wasserträger“ gedeckt. Von 1640 bis 1680 sicherte unter anderem die Niederschlagung der englischen Revolution und der Sklavenaufstände in Virginia die Plantage als Grundlage für die Akkumulation des Kapitals. Im dritten Untersuchungszeitraum zwischen 1680 und 1760 konzentrieren Linebaugh und Rediker sich auf die Herausbildung des Seestaates und sprechen von einer „imperiale[n] Hydrarchie“ (S. 158). Im Rahmen dieses „finanziellen und nautischen Systems, das auf die Erschließung und Nutzung atlantischer Märkte ausgelegt war“ (S. 352) erfolgt die für den Zeitraum prägende Bekämpfung der durch Piraten aufgebauten oppositionellen „Hydrarchie von unten“ (S. 176). Im „Zeitalter der Revolution“ (ebd.) bildeten unterschiedliche Akteur\_innen, vor allem Seeleute und Sklav\_innen, einen aufständischen „buntscheckigen Haufen“, der spontane und geplante Rebellionen gleichzeitig, gemeinsam oder unabhängig voneinander in englischen und nordamerikanischen Hafenstädten, afrikanischen und karibischen Kolonien in Gang setzte. Als Beispiele werden unter unzähligen anderen der mehrmonatige Sklavenaufstand „Tackys Rebellion“ 1760 auf Jamaika, der Streik von Seeleuten und Hafentarbeitern in Liverpool 1775 und die aus Sklav\_innen und Seeleuten bestehenden Mobs der Hafenviertel in Boston, Newport und Norfolk angeführt. Linebaugh und Rediker betonen, dass Widerstand gegen Presstrupps, die nach Kriegserklärungen zum Einsatz kamen, Abolitionismus als die Bewegung zur Beendigung der Sklaverei und Arbeitskämpfe nicht unverbunden nebeneinander standen, wie am Beispiel der Beteiligung von Afroamerikanern am Widerstand gegen Presstrupps deutlich wird. Von diesen afroamerikanischen Aufständischen seien wahrscheinlich viele „von der Sprache und den Prinzipien des Kampfes gegen die Pressung angezogen worden“, die eine Essenz besaß: „In jedem Dock, in jedem Hafen, in der gesamten atlantischen Welt verdamnten Seeleute die Praxis der Pressung als ganz gewöhnliche Sklaverei“ (S. 248). Dennoch wurden all diese Rebell\_innen schließlich durch die Durchsetzung von Rassendenken und Nationalismus gespalten.

## Unorthodoxe Arbeitsgeschichte

Linebaugh und Rediker unterstellen „Verbindungen und Zusammenhänge“ (S. 15), die bisher unsichtbar geblieben seien. Diese Unsichtbarkeit führen sie zum einen auf die unmittelbare gewaltvolle Repression der Herrschenden in den untersuchten Zeitaltern zurück, zum anderen aber auch auf hegemoniale Formen der Geschichtsschreibung. Zusammengefasst verdanke die „*anonym[e]*, *namenlos[e]*“ Klasse ihre Unsichtbarkeit dem „Umstand, dass der weiße, männliche, ausgebildete, lohnbeziehende, nationalistische, Eigentum besitzende Handwerkerbürger oder Industriearbeiter im Mittelpunkt der modernen Arbeitsgeschichte steht“ (S. 356).

Mit „Die vielköpfige Hydra“ wenden Linebaugh und Rediker sich gegen die ihnen zufolge in der Arbeitsgeschichte „vorherrschenden Orthodoxien des *Subjekts*, der *Zeit* und des *Raumes*“ (Linebaugh/Rediker 2009, S. 46, Herv. i. O.). Konkret bestehen diese Orthodoxien darin, dass Arbeit in „Sklavenarbeit“ und „freie Arbeit“ eingeteilt, die Existenz einer Arbeiterklasse vor der Fabrik und des Industriekapitals ausgeschlossen wird und Arbeitsgeschichte als „nationales Narrativ“ (ebd., S. 47) räumlich-geographisch beschränkt bleibt. Dem entgegen setzen sie die

Vorstellung eines Nebeneinanders und Ineinandergreifens von entlohnter und nicht entlohnter Arbeit, die von einer mobilen multikulturellen Arbeiter\_innenklasse geleistet wurde. Diese wurde durch das Handelskapital erst hervorgebracht und dementsprechend darf die Geschichte der Arbeit nicht auf nationale Grenzen beschränkt bleiben.

Inwiefern ist ihre „Betrachtung von unten“ (S. 14) eine ahistorische Konstruktion eines einheitlichen widerständigen Subjekts? Fallen die eindrücklichen Belege hier nicht einer Romantisierung zum Opfer? Es bietet sich an, diesen in Debatten erhobenen Vorwürfen anhand der behaupteten piratischen Hydrarchie nachzugehen, denn insbesondere die Piratenforschung bildet ein Terrain, auf dem sich das Verhältnis zwischen Realität und Romantisierung spannungsreich gestaltet.

## **Bukaniere, Seefahrer, Piraten**

Im fünften Kapitel „Hydrarchie: Seeleute, Piraten und der Seestaat“ nehmen Linebaugh und Rediker Ereignisse und Zeugnisse in den Blick, welche die Zusammenhänge zwischen der Organisation des atlantischen Kapitalismus durch den imperialen Seestaat und dem Entstehen einer proletarischen widerständigen Hydrarchie aufzeigen. Die Funktion des Schiffs als Bindeglied zwischen unterschiedlichen Formen der Ausbeutung von Arbeitskraft auf unterschiedlichen Kontinenten und die Heterogenität seiner oftmals zum Dienst gepressten Besatzungen legten den Grundstein für das Entstehen einer transnationalen Seefahrer-Kultur und daraus folgend für die „Zirkulation von Erfahrungen“ (S. 166). Die in Handel, Marine und auf Kaperschiffen systematische Ausbeutung und Unterdrückung und die Erinnerung an alternative Lebensweisen wie die der Bukaniere, die bis in die 1630er Jahre Jägersgemeinschaften auf der von den Engländern als Hispaniola bezeichneten Insel bildeten, resultierten in der Herausbildung einer „Hydrarchie der Seeleute“ (S. 169). Diese schlug sich am deutlichsten in der Selbstorganisation von ehemaligen Seemännern zu Piratengemeinschaften zu Beginn des 18. Jahrhunderts nieder. Linebaugh und Rediker verweisen in diesem Zusammenhang auf verschiedene historische Phasen von Piraterie, die sie als „schrittweise Dezentralisierung“ (ebd.) vom Einsatz von Piraten durch Staatsbeamte im späten 16. Jahrhundert bis hin zur Piraterie als Mittel individueller Bedürfniserfüllung der Seemänner begreifen.

Schließlich wurde der Schaden, den die Piraten dem Handelskapital zufügen konnten, und die Gefahr, die von ihnen für den expandierenden Sklavenhandel ausging, mit Massenhinrichtungen beantwortet, sodass in den 1720er Jahren die Piraterie weitgehend vernichtet war.

## **Egalitäre Tendenzen**

Kritik an der von Linebaugh und Rediker als „verborgen“ bezeichneten „Geschichte des revolutionären Atlantiks“ hat insbesondere ihre Bewertung der Piraterie hervorgerufen: Der „bunt zusammengewürfelte multinationale, multikulturelle und multirassische Haufen“ (S. 179) von sich oftmals an grausamen Kapitänen rächenden Piraten sei klassenbewusst und das Piratenschiff und die darauf herrschende Gesellschaftsordnung „demokratisch in einem undemokratischen Zeitalter“ (S. 176) gewesen. Angesichts der Beteiligung von Piraten am internationalen Sklavenhandel und grausamen Bestrafungsakten erscheint diese Einordnung der Piraten, die zudem eine reine Männergesellschaft bildeten (vgl. Kuhn 2011, S. 75), fragwürdig. Dieser Widerspruch ist seit längerem ursächlich für einen polarisierten Deutungskampf über die moralische Bewertung der Piraten: Während die eine Seite Entmystifizierung fordert, verweisen andere auf die unter anderem durch Rediker und Linebaugh zusammengetragenen Belege, die Piraten als revolutionäre Verwirklicher einer alternativen Ordnung zeichnen. Gabriel Kuhn begründet seinen Anspruch einer Vermeidung dieser Debatte mit zwei stichhaltigen Argumenten: Zum einen fehlen zuverlässige Quellen, um die Debatte zu entscheiden, zum anderen folgt daraus, dass die Möglichkeit der Romantisierung einer Beschäftigung mit dem Thema immanent ist (vgl. ebd., S. 8f).

Der Vorwurf der Romantisierung war auch Teil der Reaktionen auf die gesamte Studie. Einen Austausch mit ihrem Kritiker David Brion Davis werteten die Autoren als Konflikt zwischen intellektueller Top-down-Geschichte und einer Sozialgeschichte „von unten“ (Linebaugh/Rediker/Davis 2001), wobei sie sich selbst auf letzterer Seite verorten. Die Anmerkung, dass mit dem Bild der Hydra, aus deren Körper immer neue Köpfe erwachsen, eine Art revolutionäres Subjekt konstruiert werde, das es möglicherweise in dieser Einheit nie gegeben habe, ist jedoch so einfach nicht zurückzuweisen. Festhalten lässt sich vielleicht, dass, wie Tobias Mulot und Vassilis Tsianos (2010) es fassen, eine „egalitäre Tendenz“, die im Zusammenhang mit den von Linebaugh und Rediker dokumentierten Aufständen und Persönlichkeiten immer wieder auftaucht, zum Beispiel unter den Piraten belegt ist und dass ihre Lebensweise vor allem, aber nicht nur, in ökonomischer Hinsicht einen Gegenpol zu den Arbeitsbedingungen des prä-industriellen Kapitalismus darstellten. Beispielhaft kann dies festgemacht werden an der Wahl des Kapitäns, der Behandlung des Schiffs als kollektiver Besitz und einer weitgehend egalitären Teilung von Erbeutetem.

## Gegen-Bilder des Widerstands

Trotz der pessimistisch wirkenden Ausgangserzählung vom Tod der vielköpfigen Hydra schärfen diese Betrachtungen einen „Gegenmythos“ oder „Gegen-Bild“ (Eiden-Offe 2010, S. 101), dessen weitere Überlieferung, Auslegung und Aneignung gegenwärtigen Bewegungen offen steht. Dass Linebaugh und Rediker die Kontinuität des in der Studie herausgestellten Widerstands auch auf gegenwärtige Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisse beziehen, wird in den abschließenden Sätzen der Studie deutlich:

*„Der Arm der Globalisierungsmächte ist lang, und ihre Ausdauer ist endlos. Doch die Weltenwanderer vergessen nicht und sind – von Afrika über die Karibik bis nach Seattle – immer bereit, sich der Sklaverei zu widersetzen und das Gemeineigentum wiederherzustellen.“*  
(S. 379)

Was die unterdrückten Subjekte des Frühkapitalismus und die Akteur\_innen gegenwärtiger Aufstände, Rebellionen oder auch Plünderungen zudem eindeutig verbindet, ist ihre Dämonisierung im herrschenden Diskurs. Studien und Analysen, die die dahinter stehenden Gewaltverhältnisse aufzeigen, können dazu beitragen, Formen der Widerständigkeit und Widerstand sichtbar zu machen, wo diese als Teil einer vielköpfigen Hydra, als zu eliminierendes Übel dargestellt werden. Linebaughs und Redikers Arbeit kann dabei als Orientierung und Vergleichsfolie dienen.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Eiden-Offe, Patrick (2010): Historische Gegen-Bild-Produktion. Zur Darstellungsweise eines nicht-identischen Proletariats, am Beispiel der Vielköpfigen Hydra. In: Sozial Geschichte online 3/2010. S. 83-116. Online einsehbar [hier](#)

Kuhn, Gabriel (2011): Unter dem Jolly Roger. Piraten im Goldenen Zeitalter. Assoziation A, Berlin/Hamburg

Linebaugh, Peter / Rediker, Marcus / Davis, David Brion (2001): The Many-Headed Hydra: An Exchange. In: The New York Review of Books, 48. Online einsehbar [hier](#)

Linebaugh, Peter / Rediker, Marcus (2009): Die vielköpfige Hydra. Reflexionen über Geschichte von unten. In: van der Linden, Marcel / Roth, Karl-Heinz (Hg.): Über Marx hinaus.

Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation mit dem globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts. Assoziation A, Berlin/Hamburg. S. 31-53.

Mulot, Tobias / Tsianos, Vassilis (2010): Igwe bu ke – zur Genealogie der egalitären Tendenz. In: Sozial Geschichte online 3/2010. S. 65-82. Online einsehbar [hier](#)

Peter Linebaugh, Marcus Rediker 2008:

Die vielköpfige Hydra. Die verborgene Geschichte des revolutionären Atlantiks.

Assoziation A, Berlin/Hamburg.

ISBN: 978-3-935936-65-1.

432 Seiten. 28,00 Euro.

**Zitathinweis:** Hannah Schultes: Verborgene Spuren. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1153>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.



# Der Wert der Natur



**Hans Immler, Wolfdietrich Schmied-Kowarzik (Hg.)**  
**Marx und die Naturfrage**  
Ein Wissenschaftsstreit um die Kritik der politischen Ökonomie

*Die Autoren streiten darüber, ob die Natur in der kapitalistischen Produktionsweise Wert erzeugt und ob entsprechend das Marx'sche Hauptwerk die Grundlage für eine moderne Kritik der Naturzerstörung ist.*

Rezensiert von [Christian Stache](#)

Das vorliegende Buch ist neben Alfred Schmidts „Der Begriff der Natur in der Lehre von Karl Marx“, Wolfgang Methes „Ökologie und Marxismus“ und den Arbeiten von Elmar Altvater einer der Meilensteine in der historischen öko-marxistischen Debatte in der Bundesrepublik. Daher ist die dritte Neuauflage erfreulich, zumal es sich um eine erweiterte Edition handelt, die um drei weitere Essays sowie ein aktuelles Vorwort ergänzt worden ist.

Wie der Untertitel „Ein Wissenschaftsstreit um die *Kritik der politischen Ökonomie*“ (Herv. i.O.) bereits nahelegt, handelt es sich beim vierten Band der „Neuen Folgen“ der *Kasseler Philosophischen Schriften* um die Dokumentation einer intensiv geführten Diskussion. Ihre Protagonisten sind der Ökonom Hans Immler und der Philosoph Wolfdietrich Schmied-Kowarzik. Sie begannen ihren Disput über „Marx und die Naturfrage“ 1983 „anlässlich des 100. Todesjahres von Karl Marx“ (S. 7) und konnten ihn bis heute nicht beilegen. Ihr Dissens – das muss man nach der Lektüre konstatieren – hat sich sogar verschärft.

## Worum geht es eigentlich? Marx und die Naturfrage

Als „Naturfrage“ bezeichnen die Autoren die „Frage, wie die Industriegesellschaften ökologische Konflikte erzeugen, wie sie diese beurteilen und was sie zu deren Beseitigung bzw. Vermeidung unternehmen“ (S. 7).

*„Die Diskussion Marx und die Naturfrage begrenzt diese sehr allgemeine und offene Problemstellung auf folgende Aspekte: 1. ob die Marx'sche Theorie und eine von ihr geleitete Praxis einen Weg zur Lösung der ‚Naturfrage‘ in sich bergen oder aber, ob sie an der Erzeugung der ökologischen Konflikte ähnlich beteiligt sind wie die kapitalistische Praxis und Theorie; 2. ob die Marx'sche Theorie, insbesondere die Werttheorie, selbst ursächlich beteiligt war an der naturzerstörenden Ökonomie in den realsozialistischen Ländern; 3. ob die ökologischen Konflikte zu einer grundlegenden Neubewertung der Marx'schen Theorie zwingen.“ (S. 7f.; Herv. i.O.)*

Im Verlauf der über Jahre geführten Auseinandersetzung hat sich der Zwist aber vor allem auf die Interpretation des Marx'schen Hauptwerks „Das Kapital – Zur Kritik der politischen Ökonomie“ (MEW 23-25) und dabei insbesondere auf die Frage zugespitzt, ob die Natur einen Wert besitzt und ob sie Werte bildet oder nicht.

Die zentrale wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Bedeutung des Bändchens liegt darin, dass die Autoren genau dieses Kernproblem ökologisch motivierter Marx-Rezeption ausloten, das bis heute immer wieder Anlass für hitzige Debatten über das Verhältnis von Marx, dem Marxismus

und der Naturzerstörung durch die kapitalistische Produktionsweise ist. Ausgehend von ihren gegensätzlichen Antworten auf die Frage kommen Immler und Schmied-Kowarzik auch zu verschiedenen sich widersprechenden Standpunkten zu den drei anderen genannten Themenkomplexen. Schmied-Kowarzik schreibt daher zu Recht: „Ist erst einmal geklärt, was den Wert bestimmt, dann erscheinen die folgenden Probleme lösbar, meinte schon Hegel.“ (S. 165)

## **Der „ökologische Marx“ wider Marx' „Storchenhaltung“**

Die beiden widersprüchlichen Positionen Immlers und Schmied-Kowarziks sind schnell umrissen. Schmied-Kowarzik folgt Marx' Darstellung im „Kapital“, derzufolge Natur im Kapitalismus zwar Reichtum, also Gebrauchswerte, nützliche Dinge hervorbringt, aber keine Werte bildet und selbst keinen Wert besitzt. Werte werden ausschließlich von menschlichen Arbeitskräften im kapitalistischen Produktionsprozess gebildet. Das Kapital beutet aber beide Quellen des Reichtums, die Arbeit und die Natur, rücksichtslos aus mit dem Unterschied, dass es den Arbeitskräften Lohn bezahlt, während die Natur gratis angeeignet wird. Immler hingegen proklamiert, dass „die menschliche Arbeit und die produzierende Natur“ „Wertproduzenten“ (S. 18) seien.

Immlers Position basiert auf der Kritik an Marx' „Kapital“, die besagt, dass dieser „die ricardianische Annahme der allgemeinen Naturkonstanz“ (S. 40) zur Grundlage seiner Arbeitswertlehre gemacht habe, das heißt, dass Marx zwar mit kritischer Intention, aber dennoch im Wesentlichen Ricardo folgend in seiner Begriffsbildung eine „radikale Trennung von Natur und Wert“ (S. 37) vollzogen habe, die mit der Wirklichkeit der kapitalistischen Produktionsweise nicht übereinstimme. Marx' Arbeitswertlehre gründe wie Ricardos auf einer „Apriori-Annahme der Wertlosigkeit der Natur“ (S. 136).

Der „Verständnisschlüssel“ dazu sei „der Begriff der abstrakt-gesellschaftlichen Arbeit, das Herzstück der Marxschen Werttheorie“ (S. 92f.). Dies sei der „zentrale Begriff, an dem letztlich das gesamte Marxsche System zerbricht“ (S. 10). Denn im „Übergang von der sinnlich-konkreten zur abstrakt-wertbezogenen Sphäre“ (S. 99) der Arbeit verschwinde in Marx' „Kapital“ die Natur von der Wertseite und werde ausschließlich dem Gebrauchswert zugeordnet. Immler benennt sogar konkret die Passage in der „Marxschen Kritik der politischen Ökonomie“, wo Marx diese Operation vollzogen haben soll. Und zwar handelt es sich dabei um die Stelle im ersten Band des „Kapital“, in der Marx erklärt, worin die Gemeinsamkeit der unterschiedlichen Waren besteht, derentwegen die Waren auf dem Markt als Gleiche behandelt werden können. Dieses Gemeinsame ist laut Marx die Eigenschaft der Waren, Produkt menschlicher Arbeit zu sein. Immler hingegen behauptet, dass Marx bei seiner zur Darstellung notwendigen gedanklichen Abstraktion von den spezifischen Gebrauchswerten der Waren, die unterschiedlich sind, nicht nur von der konkret-nützlichen Arbeit der Menschen, sondern auch von der konkret-nützlichen Arbeit der Natur abstrahiere und insofern nicht nur die abstrakt-menschliche Arbeit als Substanz des Wertes übrig bleiben dürfte, sondern auch die, wie Immler es nennt, „abstrakt gesellschaftliche Natur“ (S. 153). Im Tauschwert der Waren sei entsprechend nicht nur menschliche Arbeit, sondern auch natürliche vergegenständlicht. Der Tauschwert einer Ware bemesse sich demzufolge nicht nur an der verausgabten durchschnittlichen menschlichen Arbeitszeit, sondern auch an der natürlichen, auch wenn beide nicht in gleichem Maße in den Wert einer Ware eingingen (vgl. S. 100).

Da Marx' Werttheorie aber die Wertbildung der Natur aufgrund seines „kategorialen Fehlers“ (S. 157) „systematisch“ (S. 10) ausschließe, habe sie „eine Storchenhaltung: sie steht nur auf einem Bein, nämlich auf jenem der Wertbildung durch Arbeit. (...) Logisch und historisch richtig war sie aber nie.“ (S. 157) Die Marxsche Theorie sei daher „nur in bezug auf die Arbeit wertanalytisch kritisch, weil sie die zweite Mystifikation der Wertbildung, nämlich jene der Natur, nicht aufdeckt“ (S. 136). Marx „wollte“ sie schlicht „nicht entdecken“ (S. 90). „Die Annahme einer nicht wertproduzierenden Natur ist vielleicht der größte ‚Bock‘ in der Marxschen Theorie“ (S. 18) und sei heutzutage „ziemlich lächerlich“, da die Natur „allerorts zu einem überragenden Wertproduzenten geworden“ sei und „ganze Volkswirtschaften“ (S. 11) auf ihrer Grundlage

existierten.

Wolfdietrich Schmied-Kowarzik weist diese Angriffe auf Marx' „Kritik der politischen Ökonomie“ klar zurück. Für ihn war Karl Marx „der erste Philosoph und Gesellschaftstheoretiker“, „der in Antizipation der ökologischen Krise, die damals vor 150 Jahren allererst erahnbar war, die Problematik der Entfremdung der kapitalistisch bestimmten industriellen Produktionsweise gegenüber der lebendigen Natur (...) grundlegend durchdacht hat“ (S. 25). Die „Bewältigung der ökologischen Krisenerscheinungen“ sei

*„von den Frühschriften an bis ins Spätwerk der Kritik der politischen Ökonomie keineswegs nebensächlich, sondern durchweg ein wesentliches Anliegen seiner kritischen Analyse und eine Zielsetzung der revolutionären kommunistischen Bewegung“ (S. 25; Herv. i.O.).*

Marx habe auch, entgegen Immlers „grundlegendem Missverständnis gegenüber Anliegen und Theoriecharakter der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie“ (S. 112), mit seiner Methode der Einheit von Darstellung und Kritik im „Kapital“ gezeigt, wie die kapitalistische Produktionsweise funktioniert und dabei enthüllt, dass die Produktion auch im Kapitalismus auf die Aneignung der Natur angewiesen ist, aber nur menschliche Arbeitskraft Werte bildet, während die Produkte der Natur „zum Nulltarif“ (S. 16) in den Produktionsprozess inkorporiert werden.

*„Dass also Marx die Natur von der Werterzeugung ausschließt, ist erstens nicht seine Erfindung, sondern rekonstruktive Wiedergabe der bestehenden wertbestimmten industriellen Produktionsweise und erfolgt zweitens bei ihm in der kritischen Absicht, die daraus erwachsenden Konflikte zwischen Wertökonomie und der konkreten Natur sichtbar machen zu können.“ (S. 120)*

Marx findet also „das theoretische Rüstzeug, die sich zu seiner Zeit bereits abzeichnenden ökologischen Krisenerscheinungen aus dem grundlegenden Widerspruch der kapitalistischen Produktionsweise gegenüber der lebendigen Arbeit und der lebendigen Natur zu erfassen“ (S. 32) und den „doppelten Widerspruch der kapitalistischen Produktionsweise gegenüber Arbeit und Natur“ (S. 33) bedingungslos zu kritisieren. Daher ist das Marxsche Werk für Schmied-Kowarzik „der bisher entschiedenste Versuch, die ökologische Krise in ihren Wurzeln zu fassen“ (S. 117). Es bietet „die theoretischen Grundvoraussetzungen zur einzig möglichen Bewältigung des herrschenden und wachsenden Konflikts zwischen Wertökonomie und lebendiger Natur“ (S. 114). Marx ist trotz aller Verzerrungen durch verschiedene Marxismen also letztlich immer ein „ökologischer' Marx“ (S. 76) gewesen und mitnichten theoretisch „out“ (S. 11), wie Hans Immler meint.

## **Es kommt doch darauf an: Schmied-Kowarzik hat recht, aber...**

Wolfdietrich Schmied-Kowarzik schreibt in seinem letzten Beitrag zum neuen Vorwort des Buches, dass er und Immler sich zwar nicht auf eine Marx-Interpretation einigen könnten, die Publikation aber auch nicht den Zweck verfolge, dass die LeserInnen „dem einen oder dem anderen Recht geben“ (S. 22). Angesichts der weiteren theoretischen und politischen Schlüsse, die aus der jeweiligen Lesart des „Kapital“ gezogen werden, wird „der zentrale Punkt“ ihrer „Meinungsverschiedenheit“ allerdings zu einer Frage „ums Ganze“ (Marcuse). Denn Schmied-Kowarzik kritisiert beispielsweise den offiziellen Marxismus in der ehemaligen Sowjetunion für eine ökologisch entstellte Marx-Adaption und tritt für eine „revolutionäre Praxis“ ein, die nicht nur eine „Umwälzung der sozialen Verhältnisse“, sondern auch eine „Umwälzung und [einen] bewussten Neubeginn im Verhältnis der gesellschaftlichen Produktion zur Natur“ (S. 27f.) zum Ziel hat, um – in Anlehnung an Ernst Bloch – zu einer „bewussten ‚Allianz mit der Natur‘“ (S. 28) zu gelangen.

Immler hingegen macht auf Basis seines Verständnisses des „Kapital“ nicht nur MarxistInnen und

den Marxismus, sondern Marx und sein Werk mit für die Naturzerstörungen in der Sowjetunion verantwortlich. Darüber hinaus zeigt er sich gewillt, „jeden Pakt und jeden Kompromiss zu schließen, wenn er nur die Lebensbasis wieder zu stabilisieren versteht“ (S. 139). Für ihn ist es sogar „ziemlich klar, dass komplexe ökonomische Systeme ohne bestimmte Arten von Wertökonomie gar nicht funktionieren können“ (S. 79). Zugespitzt: Die theoretische Frage, ob die Natur „Wert“ sein kann beziehungsweise Wert bildet, wird zu einer Entscheidung zwischen den beiden strategischen Projekten eines revolutionären Öko-Marxismus und eines reformistischen sozial-ökologischen Umbaus.

## **...seine Argumente treffen Immler nur bedingt**

Das wesentliche Problem zur Klärung der diskutierten Frage, ob die Natur Wert ist beziehungsweise Wert bildet, besteht in der Diskussion zwischen Immler und Schmied-Kowarzik darin, dass Immler einerseits die Begriffe des „Kapital“ wie Wert, Tauschwert durcheinander würfelt (S. 57f.; 81), neue unklare Vokabeln wie „Wertverhältnisse“ (S. 84) einführt und eine „permanent verwechselnde Lesart des Marxschen Wertbegriffs“ (S. 58) in seinen Essays gebraucht. „Die Schwachstelle liegt (...) nicht in der Marxschen *Kritik der politischen Ökonomie*, sondern in Immlers ungenauer Wiedergabe derselben.“ (S. 63, Herv. i.O.) Andererseits, und daraus erwächst die Schwäche seiner Argumentation, gelingt es auch Schmied-Kowarzik nicht, den wesentlichen Fehler in der Argumentation Immlers zu diagnostizieren.

Der Grund dafür, dass die Natur nicht die Eigenschaft besitzt, Wert zu sein und Wert bilden zu können, ist – wie Schmied-Kowarzik völlig zu Recht schreibt – nicht in Marx' gedanklicher Rekonstruktion des Bewegungsgesetzes moderner Gesellschaften zu suchen, sondern in der Praxis kapitalistischer Gesellschaften. In diesen eignen sich die PrivatproduzentInnen zum einen im Produktionsprozess die Natur – im Unterschied zur Arbeitskraft – gewaltsam, das heißt durch direkte Herrschaft „umsonst“ (S. 198) an. Zum anderen verkaufen und kaufen die PrivatproduzentInnen und die Arbeitskräfte auf dem Markt auch *ihre* Waren zu entsprechenden Tauschwerten beziehungsweise Preisen, weil die Menschen dort die Waren als *ihre* Arbeitsprodukte – im Unterschied zu den Produkten der Natur – aufeinander beziehen. In diesem Akt des Verkaufs und Kaufs zwischen Menschen – dem gesellschaftlichen Verhältnis, durch das die allgemeine Eigenschaft der Arbeitsprodukte, ein Produkt menschlicher Arbeit zu sein, einen gesellschaftlich-allgemeinen Charakter erhält – spielt die Natur überhaupt keine Rolle.

Die Natur könnte nur analog zu den Arbeitskräften behandelt werden, wenn auch sie in der Praxis erstens ebenso „doppelt frei“ – frei im bürgerlich-rechtlichen Sinne und frei von Produktionsmitteln – wäre wie die LohnarbeiterInnen, die Natur zu einem organisierten Klassenkampf in der Lage wäre und wenn sie zweitens imstande wäre, sich am realen gesellschaftlichen Verhältnis zu beteiligen, aufgrund dessen die ahistorische Eigenschaft von Arbeitsprodukten, Produkt menschlicher Arbeit zu sein, historisch spezifische Bedeutung erlangt. Das heißt, die Natur müsste ihre Arbeitskraft und die Produkte ihrer Arbeit auf dem Markt verkaufen können.

Da sie an den beiden grundlegenden sozialen Verhältnissen kapitalistischer Produktionsweisen ebenso wie menschliche Sklaven zum Beispiel nicht partizipiert, besitzen die Naturprodukte im Kapitalismus ebenso wenig wie Sklaven einen Wert. Entsprechend kann sich auch in ihren Arbeitsprodukten kein Wert vergegenständlichen und als Tauschwert erscheinen.

Ausgehend von diesem Parforceritt durch den Dschungel der Kategorien Marxscher Ökonomiekritik und der Korrekturen an den im Bändchen präsentierten Interpretationen kann man die Fragen zum Verhältnis von Marx und der Naturfrage eindeutig beantworten: 1. die Marxsche Theorie und eine von ihr geleitete Praxis bergen einen Weg zur Lösung der Naturfrage; 2. die Marxsche Theorie, insbesondere die Werttheorie, ist *nicht* selbst ursächlich beteiligt an der naturzerstörenden Ökonomie in den realsozialistischen Ländern und 3. die ökologischen Konflikte

zwingen keineswegs zu einer grundlegenden Neubewertung der Marxschen Theorie, sondern zu ihrer Wiederaneignung, um Mensch und Natur zu befreien.

Hans Immler, Wolfdietrich Schmied-Kowarzik (Hg.) 2010:

Marx und die Naturfrage. Ein Wissenschaftsstreit um die Kritik der politischen Ökonomie.

Kassel UP, Kassel.

ISBN: 978-3-89958-566-7.

208 Seiten. 19,00 Euro.

**Zitathinweis:** Christian Stache: Der Wert der Natur. Erschienen in: Gesellschaft im

Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1154>. Abgerufen am: 02. 01. 2019

22:25.

# Zwischen Bohème und Revolution



**Tristram Hunt**  
Friedrich Engels  
Der Mann, der den Marxismus erfand

*Eine gut geschriebene Biografie, die Einblicke in das widersprüchliche Leben eines Fabrikanten und Sozialisten gibt.*

Rezensiert von [Philippe Kellermann](#)

Friedrich Engels, der einen „Hälfte der wohl berühmtesten ideologischen Partnerschaft der Geschichte“ (S. 8), wird gemeinhin kein gutes Zeugnis ausgestellt: Während Marx gegenwärtig wieder eine erstaunliche Renaissance bis weit hinein ins bürgerliche Spektrum erreicht, ist es still um seinen wohl einzigen richtigen Freund:

*„Denn während Marx’ Aktie stieg, fiel diejenige von Engels. Es wurde Mode, Marx und Engels voneinander zu trennen und den einen als ethisch und humanistisch zu ehren, während man den anderen als Mann des Apparats und wissenschaftsgläubig abtat und ihm vorwarf, die Staatsverbrechen der kommunistischen Regime in Russland, China und Südostasien legitimiert zu haben.“ (S. 13)*

Der britische Historiker Tristram Hunt fordert dagegen wie im Falle Marxens, so auch gegenüber dessen „ständige[m] Begleiter und Gefährte[n] in der Propaganda“ (Annenkow, zit. n. S. 184) eine unvoreingenommene Auseinandersetzung ein. Anschaulich und mitfühlend wird dessen Biographie erzählt: Von der Emanzipation vom Vater hin zum revolutionären Draufgänger im Umfeld der 1848er-Revolution; vom Atheisten zum Kommunisten und Anhänger des „historischen Materialismus“; vom Exilant zum reichen Fabrikanten und von da zum revolutionären Pensionär. Alles überwölbt vom unbedingten Lebensinhalt: Seinem Freund und Genossen Marx ein sorgenfreies Leben zu ermöglichen, damit dieser sich seiner wissenschaftlichen Arbeit widmen konnte.

## Ein Leben im Widerspruch

Es mag kein „richtiges Leben im falschen“ geben (Adorno 2003, S. 43), dennoch bietet Engels – und diesen Punkt stellt Hunt nicht zu Unrecht in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen – ein erstaunliches Beispiel für ein Leben im Widerspruch. Eine „Dunstwolke der Täuschung“ habe „Engels’ mittlere Jahrzehnte“ umgeben, führte er doch ein „regelrechtes Doppelleben: tagsüber als Dr. Jekyll, der angesehene Baumwollkaufmann, und nachts als Mr. Hyde, der revolutionäre Sozialist“ (S. 272).

Wenngleich Engels allem Anschein nach nicht allzu sehr an seinem bourgeoisem Dasein zu knabbern hatte, war auch hier einmal das Maß voll:

„Als er in den Norden Englands ging, tauschte Engels sein von Emigrantenradikalismus und politischen Machenschaften geprägtes Lieblingsumfeld ein gegen das respektable Leben eines mittelviktorianischen Bourgeois. Dies war das Auge des Sturms und die eigentliche Crux: seine beiden, diametral entgegengesetzten Leben, das öffentliche und das private, miteinander in Einklang zu bringen und den ständigen Rollenwechsel vom ausbeuterischen Baumwoll-Lord zum revolutionären Sozialisten, vom wohlhabenden Bürger im Gehrock zum leidenschaftlichen Verfechter des einfachen Lebens und umgekehrt zu bewerkstelligen. (...) Wie sich zeigte, war dieser Widerspruch zwischen öffentlichen Verpflichtungen und persönlichen Überzeugungen auf Dauer nicht zu ertragen, und Engels verfiel zunehmend in Krankheit und Depression, bis er schließlich zusammenbrach.“ (S. 242f)

## Engels' Bedeutung für Marx

Immer wieder betont Hunt die Bedeutung, die Engels für Marx hatte. Zum Einen, was unstrittig sein dürfte, in materieller Hinsicht:

„Karl und Jenny Marx war es weit mehr als dem Bohemien Engels wichtig, den äußeren Anschein aufrechtzuerhalten, ihre Töchter gut zu verheiraten und ihre Stellung in der Gesellschaft zu wahren, kurz, Bourgeois zu sein. (...) Der prophetische Philosoph Marx dachte gar nicht daran, sich mit einer Arbeit, mit der er seine Familie ernähren konnte, die Hände schmutzig zu machen. Also musste Engels sich an die Treitmühle der Büroarbeit fesseln, um den anspruchsvollen Lebensstil der Familie Marx zu sichern. Deshalb wäre es falsch, Marx als Fleisch gewordenen Wilkins Micawber zu betrachten, der verzweifelt darauf hoffte, dass sich irgendetwas ergeben würde, denn er wusste dank Engels stets, dass dies der Fall sein würde.“ (S. 260, Herv. i.O.)

Engels habe so „der Familie Marx regelmäßig über die Hälfte seiner Jahreseinkünfte zukommen“ lassen (S. 258). Und Hunt erinnert:

„Man darf freilich nicht vergessen, dass die Mittel, die Marx während des langen Reifungsprozesses des Kapitals das Überleben sicherten und es ihm ermöglichten, solche vernichtenden Sätze [über das Leiden des Proletariats] niederzuschreiben, letztlich aus eben dieser ausgebeuteten Arbeitskraft kamen – den Fabrikarbeitern von Ermen & Engels.“ (S. 317, Herv. i. O.)

Zum Anderen vertritt Hunt nachdrücklich die Auffassung, dass Engels auch in Fragen der Theorie für Marx wichtig war. Auf „gleicher Höhe“ habe er mit Marx gestanden (S. 269) – und Hunt hält fest: „Es gibt keinen Beweis dafür, dass Marx die populäre Darstellung des Marxismus durch Engels peinlich war oder irgendwie störte. Vielmehr war er die treibende Kraft hinter dem *Anti-Dühring*“ (S. 398, Herv. i. O.). Und so schließt er: „Ob es einem nun gefällt oder nicht, das große theoretische System des Anti-Dühring gibt den authentischen, ausgereiften marxistischen Standpunkt wieder.“ (S. 399, Herv. i. O.) Engels erscheint bei Hunt – anders als in zahlreichen neueren Marx-Lektüren – nicht als Verfälscher, sondern als geschickter „PR-Mann“ (S. 317) des Marx'schen Unternehmens, der, um dem Marx'schen *Kapital* (Band 1, veröffentlicht 1867) zu Bekanntheit zu verhelfen auch „alle Register der modernen Medienmanipulation und der Literaturvermarktung“ (S. 318, Herv. i.O.) einzusetzen verstand. Dennoch:

„Der Marxismus als politische Massenbewegung begann nicht mit dem Kapital oder der unglückseligen Ersten Internationale, sondern mit Engels' umfangreichen Pamphleten und Propaganda-Aktivitäten der 1880er Jahre. Sein großes Geschenk an den verstorbenen Freund bestand darin, dass er den Marxismus in eine der überzeugendsten und einflussreichsten politischen Philosophien der Geschichte verwandelte. Er tat es in Marx' Namen und mit Marx' Segen, denn er blieb der Ideologie treu, die sie beide gemeinsam entwickelt hatten.“ (S. 372, Herv. i. O.)

Und noch im „Tode des Verfassers des *Kapitals* wie zu dessen Lebzeiten erfüllte Engels seine Rolle als Marx' Bulldogge und schützte das politische Vermächtnis seines Freundes mit allen Mitteln“ (S. 370, Herv. i. O.).

## Stilfragen und revolutionäre Rivalitäten

Das Dasein als Fabrikant bildete nach Hunt „Engels' Achillesferse“ (S. 391), die ihn angreifbar machte. Aber was wohl noch viel empörender für die zeitgenössischen SozialistInnen war, war der Stil, mit dem sowohl Marx als auch Engels ihre Auseinandersetzungen innerhalb des sozialistischen Lagers führten. Auch Hunt weist immer wieder darauf hin, dass zum Beispiel „Marx und Engels ideologische Rivalen stets mit Feuereifer bekämpften“ (S. 184). Und an einer Stelle erfährt man gar:

*„In den fünf Punkten dieses erschreckenden Rundschreibens [„Zirkular gegen Kriege“ 1846] sind all die Ausschlüsse, Denunziationen und politischen Säuberungen, welche die Geschichte der Parteien der Linken in den nachfolgenden 150 Jahren mit sich bringen sollte, auf exemplarische Weise vorweggenommen. Und Engels gehörte auf diesem Gebiet von Anfang an zur Vorhut; Jahrzehntelang drückte er seine Zuneigung und Treue zu Marx aus, indem er es sich zur Aufgabe machte, die Parteidisziplin durchzusetzen, ideologische Abweichler zu verfolgen und generell den ‚Großinquisitor‘ zu spielen, der über den wahren kommunistischen Glauben wacht.“ (S. 185f)*

Manchmal kommt alles aber auch ein wenig verharmlosend daher, wenn von „seiner und Marx' Lieblingsbeschäftigung“ gesprochen wird, „der ideologischen Rauferei“ (S. 390). Denn auch schon zu Engels' Lebzeit war nicht alles rosig und Spiel. Es ist erstaunlich, dass Hunt die Auseinandersetzungen in der *Internationalen Arbeiter-Assoziation*, in denen dies offenbar wurde, deutlich herunterkocht, obwohl Engels selbst diese für die wichtigsten ihrer Laufbahn erklärt hatte, nicht gebührend erörtert. Und es erstaunt weiter, dass ein Historiker, der die Ambivalenz von Engels festhält – oft dabei zwar etwas freundlich verklärt – gerade hier in die klassischsten Pauschalurteile verfällt. So, dass Bakunins Ziel „stets darin“ bestanden hätte, „die Internationale Arbeiter-Assoziation zu unterwandern“ (S. 340). Exemplarisch zeigt sich an solchen Stellen, wie wenig anarchistische Forschungen zur Internationalen Arbeiter-Assoziation von der etablierten akademischen Forschung rezipiert werden und ein eher durch Marx gezeichnetes Bild bis in diesen Bereich vorherrschend ist. Dass bisweilen ein etwas zu freundliches Portrait von Engels gezeichnet wird, zeigt auch Hunts Darstellung von dessen Wirken in der *Zweiten Internationale*, wo er als eine Art Vorkämpfer für Meinungsppluralismus vorgestellt wird. Dass er aber vehement gegen die Oppositionellen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie, wie den späteren Johann Most oder die Gruppe der „Jungen“ – sämtlich Akteure, die eine sozialrevolutionäre Strategie befürworteten – ausgesprochen und deren Ausschlüsse unterstützt hat, bleibt unerwähnt.

## Fazit

Hunts Buch ist eine mit Sympathie geschriebene Biografie und vermag anschaulich das Leben Engels' und damit auch Marx' beleuchten. Es pocht zu Recht, wie im Fall der Diskussion des „Anti-Dührings“, auf die Bedeutung von Engels und auch darauf, dass Marx seine Stimme nicht gegen die Arbeiten seines Freundes erhoben hat, sie bekanntlich nicht als Verfälschung, sondern vielmehr als „Einführung in den wissenschaftlichen Sozialismus“ (MEW 19, S. 185) dem Publikum vorgestellt hat. Sicher, die Auseinandersetzungen darüber, ob Marx und Engels das gleiche dachten, methodisch ähnlich argumentierten und so weiter werden zu Recht weitergehen, aber sie sollten die Gemeinsamkeiten beider in den konkreten politischen Interventionen berücksichtigen und damit auch die Frage nach deren Ursachen. Ungeachtet dessen weist Hunt auf viele auch überraschende Positionen von Engels hin, wie zum Beispiel seine Positionsveränderungen in Fragen anticolonialer Kämpfe – früher hatte er „geschichtslosen Völkern“ den verdienten Untergang prophezeit, später mit seinen kritischen Stellungnahmen den Weg zu der „marxistischen



Vision eines vom Proletariat angeführten antikolonialen Befreiungskampfs, die im 20. Jahrhundert eine derartige Wirkung entfalten sollte“ gezeichnet (S. 302); oder seine Begeisterung über den Dockarbeiterstreik von 1889, wo der „Bodensatz des Proletariats“ (Engels, zit. n. S. 441) seine Fähigkeit zum Arbeitskampf unter Beweis gestellt habe. Die verhängnisvolle Rolle aber, welche Engels und Marx für die weitere Geschichte der Arbeiterbewegung besaßen, wird nicht gebührend reflektiert.

## **Zusätzlich verwendete Literatur**

Adorno, Theodor W. (2003 [1951]): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.

MEW 19 - Marx, Karl (1962 [1880]): Vorbemerkung zur französischen Ausgabe von Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. In: Marx-Engels-Werke. Band 19. Dietz Verlag, Berlin. S. 181-185.

Tristram Hunt 2012:

Friedrich Engels. Der Mann, der den Marxismus erfand.

Ullstein, Berlin.

ISBN: 9783549073780.

576 Seiten. 24,99 Euro.

**Zitathinweis:** Philippe Kellermann: Zwischen Bohème und Revolution. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1150>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Geschlechterreflektierte Bildungsarbeit – Thematisierung von Intergeschlechtlichkeit



**Dissens e.V. (Hg.)**

Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule  
Texte zu Pädagogik und Fortbildung rund um Jungen, Geschlecht  
und Bildung

*In einer gelungenen Zusammenstellung von Beiträgen aus der  
emanzipatorischen Bildungsarbeit wird nun auch Intergeschlechtlichkeit gut  
thematisiert.*

Rezensiert von [Heinz-Jürgen Voß](#)

Um die binäre Geschlechterordnung und ihr Gewordensein reflektieren und Auswege erarbeiten zu können, gehört praktisch orientiertes Material dazu. Davon gibt es bereits einiges – zudem sehr gutes –, das für die Kinder- und Erwachsenenbildung entwickelt wurde. Darin wird die gesellschaftliche Konstruiertheit von Geschlecht und die Konsequenz des massiven Anpassungsdrucks für die Menschen, sich den geschlechterstereotypen gesellschaftlichen Vorstellungen anzugleichen, altersgerecht und praktisch orientiert aufgearbeitet (vgl. für eine Übersicht u.a. die Zusammenstellung des [Gender Netzwerks](#)).

Ein vorzügliches neues Material stellt die Broschüre „Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule“ dar. Sie wird im Folgenden vorgestellt, wobei besonders auf einen Beitrag zu Intergeschlechtlichkeit (Intersexualität) hingewiesen wird. Querverweise gehen diesbezüglich auf zwei weitere Broschüren, in denen Intergeschlechtlichkeit ebenfalls thematisiert und in einem Fall gut und in dem anderen schlecht pädagogisch „aufbereitet“ wird.

## Warum die Arbeit mit Jungen, wenn von „Konstruiertheit des Geschlechts“ die Rede ist?

Die vorliegende Broschüre, herausgegeben von *Dissens e.V* sowie Katharina Debus, Bernard Könnecke, Klaus Schwerma und Olaf Stuve, trägt die praktischen Erfahrungen von Personen zusammen, die sie über Jahre in geschlechterreflektierter Bildungsarbeit gewonnen haben. Vorgestellt werden die Erkenntnisse aus der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen und aus der Erwachsenenbildung (Schulung von Pädagog\_innen als Multiplikator\_innen). Nachgegangen wird unter anderem (Miss-)verständnissen von Pädagog\_innen, die sich in Fortbildungen zeigten. So bringen die Autor\_innen die klare Analyse der *Konstruiertheit von Geschlecht* mit der Reflexion der spezifischen gesellschaftlichen Anforderungen an Jungen, sich gemäß „akzeptierter Männlichkeit(en)“ zu verhalten, zusammen. Aktuell werden in der Bundesrepublik alle Menschen mit den gesellschaftlich wirkmächtigen Geschlechterkategorien „Frau“ und „Mann“ konfrontiert und auf diese zugerichtet.

Sind Männlichkeitsanforderungen Schwerpunkt des Bandes, so werden auf einem ebenfalls weit reflektierten Niveau auch die Weiblichkeitsanforderungen beleuchtet. Und es wird vorgeschlagen, wie Intergeschlechtlichkeit sensibel im Schulunterricht thematisiert werden kann. Die Beiträge bewegen sich dabei jeweils auf dem aktuellen theoretischen Stand der Geschlechterforschung,

fokussieren Probleme in der praktischen Arbeit – und das stets lesbar und mit zahlreichen unaufdringlichen Erläuterungen versehen, sodass die Lektüre auch Interessierten ohne spezifische Vorkenntnisse der Geschlechterforschung leichtfallen wird.

## Naturalisierung und Hierarchisierung

Ist Naturalisierung insgesamt in der Gesellschaft ein wirkmächtiges Ordnungsprinzip, das Privilegierte und Ausgebeutete voneinander scheidet und spezifische Regierungsweisen – „Staat“ und „Volk“ – etabliert (vgl. die Rezension zu „Rasse, Klasse, Nation“ von Étienne Balibar und Immanuel Wallerstein [in dieser Ausgabe](#)), so gilt es, sie explizit für ihre Bedeutung bei der Festlegung von Geschlecht sowie von sexuellem Begehren in den Blick zu nehmen.

*„Es handelt sich bei den spezifischen Unterscheidungen zwischen den Geschlechtern und den Bedeutungen, mit denen Geschlecht versehen wird, eher um etwas kulturell Hervorgebrachtes als um etwas Natürliches. Die heutigen Vorstellungen von zwei Geschlechtern – Männern und Frauen – die sich angeblich grundsätzlich unterscheiden, ist eine im wahrsten Sinne des Wortes moderne Idee.“ (S. 29)*

Olaf Stuve und Katharina Debus halten fest, dass es – durch die Wirksamkeit binärer Geschlechterordnung – für Menschen oft schwierig sein kann, die Bedeutung von Sozialisation ausreichend nachzuvollziehen. Stattdessen würden reale, gerade gemachte Beobachtungen gern generalisiert, zeitlos gesehen (als wären Menschen gerade in diesem Moment vom Himmel gefallen) und naturalisiert. Mit Blick auf die Pädagogik schreiben sie:

*„Es ist gerade diese schwierige Durchschaubarkeit oder auch die gelegentlich damit verbundene Frustration, die unserer Erfahrung nach biologistische Erklärungen häufig plausibel erscheinen lässt und damit dazu führt, dass vielfältige Entwicklungspotenziale von Kindern und Jugendlichen in der Pädagogik übersehen werden.“ (S. 30)*

Dabei reiche ein Blick in die Realität, um nachzuvollziehen, dass es „den Jungen“ und „das Mädchen“ nicht gibt, sondern vielfältige Geschlechtlichkeiten und Möglichkeiten mit den gesellschaftlichen Weiblichkeits- und Männlichkeitsanforderungen umzugehen. Olaf Stuve schreibt, unter Heranziehung der einschlägigen Publikationen etwa von Koray Yilmaz-Günay (Rezension hierzu siehe [kritisch-lesen.de #11](#)) und Stefan Wellgraf (Rezension hierzu siehe [kritisch-lesen.de #20](#)):

*„Die Diversität von Jungen ergibt sich zunächst schon daraus, dass sie unterschiedlich alt sind, sie verschiedene soziale (Schicht- und Milieu-)Hintergründe haben, Sexualität verschieden leben, unterschiedliche kulturelle Hintergründe haben. Sie sind von Rassismus betroffen oder nicht, sie leben in Groß-, in Kleinstädten oder im ländlichen Raum, sie gehen auf verschiedene Schultypen und verbringen ihre Freizeit unterschiedlich, sie haben verschiedene körperliche und geistige Fähigkeiten usw. Außerdem sind Jungen unterschiedlich laut und leise, unterschiedlich kontaktfreudig, haben unterschiedliche Wünsche nach Nähe oder Distanz, tanzen gerne oder nicht usw. Abstrakt formuliert verschränkt sich die Kategorie Geschlecht mit anderen gesellschaftlichen Kategorisierungen, was sich wiederum mit so etwas wie unterschiedlichen Persönlichkeiten von Jungen verbindet.“ (S. 19)*

So gilt es gerade die unterschiedlichen Männlichkeiten und Männlichkeitsanforderungen in der pädagogischen Arbeit im Blick zu haben, um Hierarchien auch unter den Jungen reflektieren und einordnen zu können. Ein Beispiel:

„Häufig werden im pädagogischen Kontext besonders anstrengende und vielleicht als bedrohlich wahrgenommene Jungen fälschlicher Weise mit der Position der hegemonialen Männlichkeit in Verbindung gebracht, wobei sie sich im Connell'schen Sinne eher protestierend männlich verhalten. [Sie versuchen] durch aggressives und/oder widerständiges Auftreten [...] als ‚richtige Männer‘ anerkannt zu werden“ (S. 55).

Insbesondere die „Gesellschaftliche Verachtung“ – beispielsweise gegenüber „Hauptschülern“ – (vgl. Wellgraf 2012) führt bei den betroffenen Jugendlichen zu bestimmten – zudem durchaus lebensnotwendigen – Verhaltensweisen, um im sozialen Kontakt den eigenen Selbstwert zu stabilisieren und auf spezifische Art Sozialverhalten zu erlernen und zu praktizieren.

## **Intergeschlechtlichkeit (Intersexualität)**

Nach den intensiven politischen Kämpfen intergeschlechtlicher Menschen und der Rüge der Vereinten Nationen an die Bundesrepublik ist in der BRD einiges bezüglich der Situation Intergeschlechtlicher in Bewegung geraten. Spätestens jetzt ist es auch in der Bildungsarbeit nötig, den individuellen und vielfältigen geschlechtlichen Merkmalsausprägungen und Identitäten Rechnung zu tragen. Es gilt, geschlechtliche Vielfalt und Intergeschlechtlichkeit sensibel zu thematisieren, stets im Blick, dass auch einige der Anwesenden die bisherigen traumatisierenden und gewaltvollen medizinischen Behandlungspraxen gegen „Intersexualität“ haben erleben müssen (vgl. Rezension zu „1-0-1 [one'o one] intersex“, [kritisch-lesen.de #18](http://kritisch-lesen.de/#18) und zu „Ich war Mann und Frau“, [kritisch-lesen.de #10](http://kritisch-lesen.de/#10)). Statt der ideal-typisierten Darstellungen eines „nackten Jungen“ und eines „nackten Mädchens“ in Schulbüchern und der Pathologisierung von Entwicklungen, die nicht in das Raster „des Typischen“ passen, gilt es nun, wertschätzend mit den individuellen geschlechtlichen (und sexuellen) Entwicklungen umzugehen.

Die schlechten und pathologisierenden Unterrichtsmaterialien, so das Heft 319 „Biologie der Geschlechter“ der Zeitschrift *Unterricht Biologie*, sollten damit ausgedient haben. In „Biologie der Geschlechter“ wurde Intergeschlechtlichkeit ausschließlich medizinisch und zudem als „Problem“ beschrieben; es wurde zum Beispiel die pathologisierende medizinische Terminologie genutzt. Jugendlichen wird schon durch diese medizinisierte Darstellung die Möglichkeit genommen (beziehungsweise sehr eingeschränkt), einen toleranten und akzeptierenden Umgang mit der eigenen Geschlechtlichkeit und der anderer zu entwickeln. Zugleich wurde in dieser Zeitschrift den neueren biologischen Betrachtungen nicht Rechnung getragen, sondern es wurden lediglich die simplifizierenden Modelle der Genwirkung auf dem methodischen Stand der 1960er Jahre vorgestellt.

Für die pädagogische Arbeit ist also neues Material nötig, bisher liegt aber kaum welches explizit mit Blick auf Intergeschlechtlichkeit vor. Der Beitrag von Andreas Hechler in „Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule“ bietet nun eine erste verlässliche Grundlage. Neben konkreten Hinweisen für die Thematisierung von Intergeschlechtlichkeit in der Bildungsarbeit gibt Hechler Hinweise für die unbedingt nötige Vorbereitung der Teamer\_innen:

„[1] Es ist richtig [...], Intergeschlechtlichkeit und den gesellschaftlichen Umgang zum Thema zu machen. [2] Dafür ist es notwendig, sich Wissen anzueignen, u.a. indem Inter\* [intergeschlechtlichen Menschen, Anm. HV] zugehört wird – live, in Form von Texten, Dokumentationen und anderen Medienbeiträgen. [3] Intergeschlechtlichkeit sollte nicht für die eigene Theoriebildung funktionalisiert werden. [...] [4] Die Gewalt, die Inter\* angetan wird, sollte sichtbar gemacht werden, ebenso aber auch der Widerstand dagegen. Darüber hinaus sollten Inter\* als eigenständige Menschen, als Individuen mit eigenen Interessen, Vorlieben, Wünschen, Bedürfnissen etc., die nichts mit ihrem Dasein als Inter\* zu tun haben, sichtbar werden. [5] Von daher sollte bei der Behandlung des Themas nicht mit der Medizin angefangen werden, die stets pathologisiert, sondern mit Widerfahrungen und Lebensrealitäten von Inter\*. [6] Es sollte grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass Inter\* anwesend sind und ein diesbezüglich sensibler Umgang vorherrschen. [...]“ (S. 129f)

An diese Ausarbeitungen gilt es anzuknüpfen: Weitere Arbeiten explizit zu Intergeschlechtlichkeit sind nötig. Dafür können die Ausführungen Hechlers weiterentwickelt werden, jeweils nah an den konkreten Forderungen und Selbstdarstellungen der Selbstorganisationen intergeschlechtlicher Menschen (vgl. u.a. [intersexuelle-menschen.net](http://intersexuelle-menschen.net), [zwischen-geschlecht.org](http://zwischen-geschlecht.org), [intersexualite.de](http://intersexualite.de)). Ergänzend zu empfehlen ist die Broschüre von SELBSTLAUT (2012), über die sich aktuell Konservative in Österreich aufregen. Sie stellt zwei bedenkenswerte Methoden explizit für die Thematisierung von Intergeschlechtlichkeit in der Bildungsarbeit vor (vgl. darin S. 57-61, 69f). Weitere Vorschläge für die praktische Arbeit der Broschüre „Ganz schön intim“ orientieren darauf, die Kinder dabei zu unterstützen, ihre Einzigartigkeit auch in Bezug auf Geschlechtlichkeit zu erleben und zu erlernen.

## Fazit

Ein Blick auf die aktuellen Materialien geschlechterreflektierter Bildungsarbeit lohnt. Der Band „Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule“ ist absolut empfehlenswert für praktisch in der Bildungsarbeit Tätige und ebenso für theoretisch Interessierte. Neben einer fundierten theoretischen Basis für die praxisbezogene Bildungsarbeit insbesondere mit Jungen bietet er auch Material für die Thematisierung von Intergeschlechtlichkeit.

\*\*

Die Studie von *Dissens e.V.* ist online [hier](#) einsehbar.

Die Broschüre kann für € 5,- bei [bestellung@jungenarbeit-und-schule.de](mailto:bestellung@jungenarbeit-und-schule.de) in Papierform bestellt werden.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Ruppert, Wolfgang (Hg.) (2006): Unterricht Biologie. Biologie der Geschlechter. Heft 319.  
SELBSTLAUT (2012): Ganz schön intim: Sexualerziehung für 6-12 Jährige. Online einsehbar [hier](#)

Dissens e.V. (Hg.) 2012:

Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule. Texte zu Pädagogik und Fortbildung rund um Jungen, Geschlecht und Bildung.

Hinkelsteindruck, Berlin.

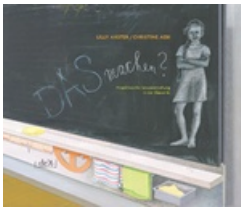
ISBN: 978-3-941338-09-8.

193 Seiten. 5,00 Euro.

**Zitathinweis:** Heinz-Jürgen Voß: Geschlechterreflektierte Bildungsarbeit – Thematisierung von Intergeschlechtlichkeit. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1148>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.



# Eine andere Möglichkeit, über Sexualität zu sprechen



Lilly Axster, Christine Aebi

DAS machen?

Projektwoche Sexualerziehung in der 4c

*Statt wie herkömmliche Aufklärungsliteratur vorzuschreiben, was Sexualität sei und wie sie auszusehen habe, begegnen die Autor\_innen des vorliegenden Sexualaufklärungsbuches ihrem Gegenstand mit viel Sensibilität und Offenheit.*

Rezensiert von [Joke Janssen](#)

Für mich ist es eine geliebte Beschäftigung nach Kriterien zu suchen, die ein Buch *queer* machen können. Damit meine ich nicht, dass queer positionierte Personen vorkommen müssen oder dass ich eine Geschichte über eine queere Party lesen will. Sondern ich suche nach verqueerten Texten, nach Büchern, die mein Leseverständnis verwirren, mit meinen Erwartungen spielen und mit denen ich dazu gebracht werde, *anders* über Sachen nachzudenken, die ich sonst *eigentlich immer so* gedacht hatte.

„DAS machen? Projektwoche Sexualerziehung in der Klasse 4c“ von Lilly Axster und Christine Aebi ist so ein Buch. „DAS machen?“ ist ein Aufklärungsbuch, in dem Sexualität ganz anders geschrieben wird, als ich es bisher gelesen habe. Angesprochen sind Kinder und Jugendliche in der Kernzielgruppe 8 bis 11 Jahre, laut Autorinnen aber auch jüngere und ältere Menschen. Erzählt wird die Projektwoche Sexualerziehung der fiktiven Klasse 4c aus der Sicht eines der Kinder.

Und es ist die Sicht der Kinder, die fragmentarisch zusammengetragen wird und den Inhalt bestimmt und die „DAS machen?“ so nachhaltig von anderen Büchern über Sexualität unterscheidet. Hier steht nichts darüber, wie das genau mit dem Sex zu laufen hat und woher die Kinder kommen. Nichts davon, wie es bei Mädchen so ist und wie bei Jungen. Sondern geleitet wird die\_ der Leser\_in durch die Fragen, das Wissen und die Kreativität der Schüler\_innen, nachdem ihnen Raum gegeben wurde, über Körper und Sexualität nachzudenken.

## In Worte fassen

Die Ideen und das Wissen der Kinder, die Sprache, mit der sie sich dem Thema annähern, produzieren in „DAS machen?“ einen queeren Gestaltungsraum. Aus einzelnen Wortfetzen können Gebilde entstehen, die weit über die Grenzen des Textlichen, des Buches, hinauswachsen und Sexualität als Idee, als Austausch, als Gefühl erschaffen. Festgelegt wird ganz wenig, dafür sich angenähert aus verschiedenen Richtungen und Erfahrungshintergründen. Was beim Sex genau passiert erfahren wir nicht, dafür aber, was sich entwickeln könnte: Irgendetwas mit Kleidung tauschen oder Videos gucken oder Unterhosen-oder-auch-keine. Wer beteiligt sein könnte: Mit wie vielen Gruppen, schwule Dinosaurier und was, wenn ich aufs Klo muss? Oder welche Wörter verdächtig werden: Rubbeln oder Vögel oder Eierspeise. In „DAS machen?“ werden keine Praktiken erklärt und keine normativen Vorstellungen erzählt, nichts kommt hier auf den Punkt, sondern es bleibt eine Annäherung, ein Umkreisen des Themas, ohne festzuschreiben. Das, was die Kinder erzählen, was sie sich fragen und was sie aus dem Unterricht aufnehmen, beschreibt, was Sexualität sein könnte, ohne zu sagen, dass dies Sexualität sein muss. Und passend dazu am Ende doch eine kurze Definition, die genau so viel offen lässt, wie sie gleichzeitig schließt: „dass Sexualität wie eine Sprache sei, nur mit dem Körper. Und dass es wie in jeder neuen Sprache einige

Zeit brauche, bis Menschen einander verstehen“. „DAS machen?“ nimmt wenig vorweg, schreibt wenig vor und schafft einen Wort\_Raum, in dem jede\_r den eigenen Zugang zu formulieren beginnen kann.

## Bilder geben

Die Wörter machen sich dabei auf, den Rahmen des Textes zu sprengen. Sie reißen Textblöcke auseinander, finden sich wieder an Tafeln und auf Papierfetzen, angenäht und aufgeklebt. Die den luftig platzierten Text begleitenden Illustrationen sammeln das, was die Schrift nicht genannt hat und bilden damit einen weiteren Artikulationsraum. Und obwohl die Bilder klar und verständlich sind, sind die von ihnen eröffneten Möglichkeiten wild und groß. Neben der Freude an den wunderschönen Collagen findet eine\_r hier reichlich Material, die eigenen Gedanken zu Sexualität fantasievoll weiterzuspinnen. Was macht mensch mit der Katzenmaske? Ist das ein Penis auf Rädern? Und mit was genau sind eigentlich die grobkörnig gezeichneten Teddybären beschäftigt? Genauso wie der Text uneindeutig bleibt und gerade dadurch ein Reden zu Sex herausfordert, geben die Illustrationen immer wieder nur Andeutungen, die weit ab von normativen Erzählungen über Sexualität stattfinden. Und so ganz nebenbei, mit ein paar Strichen, zeigen Bleistiftskizzen die Vielfältigkeit von Geschlechtsteilen, ihre Wandlungsfähigkeit und wie sie ineinander übergehen, ohne auch nur einmal eine körperliche Form als die *richtige* hervorheben zu müssen.

## Differenzen und Betonungen

Das unaufgeregt schöne Beschreiben von Differenzen zwischen den Kindern und ihren Zugängen zu Sexualität beschränkt sich nicht auf das Thema des Buches. Mit einer erfreulichen Selbstverständlichkeit haben die Kinder der Klasse 4c verschiedene Namen, verschiedene Sprachen, verschiedene Körper. In „DAS machen?“ wird die Kompetenz über Differenzen konsequent den Kindern zugesprochen, die das Konzept von Hautfarbe – „Aber wessen?“ – so lange hinterfragen, dass die Lehrerin Stress mit dem Erklären bekommt. Und die wissen, dass sie so unterschiedlich sind, dass „grrr“, „ET“ und „rofl“ als Markierungen sowieso besser passen würden als verschiedene X- und Y-Kombinationen, von denen es zwar einige gibt, aber nie genug. Die spielerische Selbstmarkierung unterwandert die normative Annahme von genau zwei Varianten der Geschlechts-Chromosomen-Verteilung und gleichzeitig überhaupt das Konzept, Menschen mit Buchstabenvarianten zu bezeichnen. Obwohl die Einführung von Inter\* einhergeht mit der Beschreibung von Chromosomensätzen und damit an dieser Stelle dann doch sehr an den Bereich der Biologie angedockt wird, schafft „DAS machen?“ einen nichtpathologisierenden und fantasievoll normalisierenden Umgang mit körperlicher Differenz, der im krassen Gegensatz zu dem Wissen steht, das in Schulbüchern zu Inter\* nach wie vor verbreitet wird.

In den Versatzstücken der Themenwoche finden sich zwischendurch Betonungen und thematische Auslassungen, die ein-, zweimal zur Stolperfalle werden. Während die Kinder der Klasse 4c selbstverständlich mit verschiedenen Kleidungsstilen und Frisuren gezeichnet werden, widmet sich eine Doppelseite noch einmal explizit gender-nichtkonformer Kleidung und überrascht dort dann eben doch nicht mit dem schon fast symbolischen *Jungen im Rock*. Wenn es um Kinder geht, die normativ gesetzte Geschlechtergrenzen überschreiten, ist in Kinderbüchern der Junge im Rock oder Kleid nicht weit entfernt. Obwohl es diverse Möglichkeiten gibt, Gender-Nichtkonformität bei Kindern auszudrücken, wird der Junge im Rock zum überstrapazierten Zeichen, das bedeutungsschwanger und dann doch nicht wirklich ausbuchstabiert durch die Kinderliteratur wandert. Was die hier beschriebenen Praxen an Gefühlen und Reaktionen auslösen könnten und wer sonst noch den Regeln konformer Kleidung nicht entspricht, bleibt unbenannt. Der Junge im Rock ist auch in „DAS machen?“ eher Schablone als plastische Lebensrealität, auch wenn er hier sehr stärkend untergebracht wurde. Und genauso wie Inter\* ohne den gesellschaftlichen Kontext auftaucht und damit eben auch entpolitisiert wird, obwohl hier Gewalt an Menschen stattfindet, finden sich die Wörter „schwul“ und „Lesbos“, nicht aber das norm-zentrale „hetero“. Nur noch unglücklicher hat es vielleicht „transsexuell“ erwischt, welches – ebenfalls ohne das die Norm



benennende Gegenstück – lediglich einen Platz auf der Liste von Wörtern bekommt, bei denen einige „immer lachen mussten“ und andere „es geschafft haben, ernst zu bleiben“. Meine Kritik ist hier allerdings ambivalent wie vermutlich auch der Anspruch des Buches. Denn andere Betrachtungsweisen sind auf jeden Fall möglich: Es bleibt eine schwierige Gratwanderung, in einem Buch, in dem wenig explizit benannt wird, marginalisierte Konzepte zur Sprache zu bringen. Und es ist ja auch okay und für viele alltäglich, in einer normierten Gesellschaft bestimmte Wörter – gerade die, die etwas mit Sexualität und Körpern zu tun haben – zunächst einmal komisch zu finden, weil eine\_r vielleicht bisher nicht die Möglichkeit hatte, über den Tellerrand der Normen hinaus zu lernen.

## Und plötzlich doch: Normen

Für dekonstruktivistisch Lesende könnte das Buch an zwei Stellen überraschend klar normativ sein. Die folgende Kritik schreibe ich aus der Lust, die Ebenen und Wissensproduktionsweisen des Textes zu untersuchen. Sie sollte aber entsprechend eingeordnet werden: „DAS machen?“ ist ein Kinderbuch über Sexualität, das das Thema grandios aufbereitet und an zwei Stellen anders schreibt, als ich es für produktiv halte. Meine Kritik ist eine sehr spezialisierte, genauso kann ich mich darüber freuen, wie welche Themen und auch dass die folgenden *überhaupt* in „DAS machen?“ besprochen werden.

Die Art und Weise, wie Erwachsene und Kinder gemeinsam über Sexualität sprechen können und wo vielleicht Grenzen im Interesse der Kinder liegen, wird in „DAS machen?“ damit erklärt, dass die Lehrerin der Klasse sagt, es sei „nicht passend“, wenn sie als Erwachsene mit Kindern über ihre Sexualität spreche. Dass etwas nicht passend sei, ist aber eine sehr ungenaue Schließung eines Feldes, in dem es eigentlich ja auf sehr viel Sprache und Möglichkeiten zum Austausch ankommt. Für Kinder ist es wichtig, die eigenen Gefühle und Grenzen kennen zu lernen, sich selbst einschätzen zu lernen und Unterschiede in der Selbst\_Wahrnehmung bemerken zu können. Dass es beim Thema Sexualität auch Sprechen/Handeln gibt, das gewaltvoll ist und das von Kindern auch als solches erkennbar und einschätzbar sein sollte, lässt sich unter einem pauschalen Nicht-passend-Sein nicht erklären. Die Grenzziehung, deren Anspruch ich herauslesen kann, aber hier nicht umgesetzt sehe, birgt die Gefahr, Sprechen per se zu verhindern.

Überraschend ist auch die Beschreibung, wann und wo Sexualität angemessen sei. Die Ausführungen, dass Straßenbahnen und Familienfeste keine Orte für Sexualität und intime Berührungen sind und dass Babys davon noch keine Ahnung haben, wenn sie an der Brust saugen, sind zwar humorvoll erzählt, wirbeln dann aber doch eine Menge unterschwelliger Normierungen durcheinander. Der öffentliche Raum ist nicht so einfach beschreibbar und er ist in Bezug auf Sexualität und Intimität beispielsweise heteronormativ und rassistisch strukturiert. *Cruising Areas* als subkultivierte Form öffentlicher Sexualität sind ein Teil queerer Geschichte. Dass sie existieren, heißt zwar nicht, dass sie unbedingt für alle öffentlich begehbar sein sollten – und dem entziehen sich diese Räume ja auch – es heißt aber auch nicht, dass öffentliche Sexualität sich „nicht eignet“, sondern vielleicht eher hegemonial verschwiegen wird. Genauso stellt sich mir die Frage, warum beispielsweise Küsse und Umarmungen nicht in den Bereich intimer Berührungen zu fallen scheinen (da sie ja laufend öffentlich stattfinden) und wessen (heteronormative? *weiße?* eurozentristische?) Vorstellungen welcher Küsse und welcher Umarmungen im öffentlichen Raum eigentlich hier kursieren? Ein „das eignet sich nicht“ eignet sich wiederum hervorragend für die Sprüchesammlung normierender Wortverbote, die wenig darüber aussagen, warum sie etwas verbieten und viel mehr über ein generelles Unwohlsein mit dem vielleicht zu sichtbaren *Anderen*.

Beide hier kritisierten normativen Eingrenzungen scheitern an ihrer Umsetzung. Bei beiden Beispielen wird mir schnell klar, welches Verhalten zwischen den Zeilen als gewaltvoll/grenzüberschreitend verhandelt wird und welche Einschätzungsmöglichkeiten Kinder und Jugendliche sich aneignen sollen, um gut auf sich achten zu können. In beiden Beispielen hapert es aber an textlicher Klarheit und ausführlicheren Besprechungen und so kann – wie hier

für meine Wahrnehmung – die Eingrenzung leicht zur machtvoll durchzogenen normativen Setzung werden.

## Grenz\_Räume

Der Umgang mit eventuellen Gewalterfahrungen, mit körperlichen und seelischen Grenzen und mit dem Achten auf die eigenen Bedürfnisse wird in „DAS machen?“ ansonsten wunderschön vorsichtig und stärkend umgesetzt. Hier ist das Projekt merklich von Axsters Erfahrung in der Arbeit gegen sexualisierte Gewalt bei Kindern und Jugendlichen beeinflusst. Das großformatige Buch lädt dazu ein, auf den Seiten zu verweilen und sich zwischen den Zeilen so viel Zeit zu nehmen, wie eine\_r braucht und möchte, um sich im Thema einzurichten. In „DAS machen?“ bekommen die Wörter und Bilder viel Platz sich zu entfalten, sich zu verstecken oder wichtig und groß zu werden. So wie die Sprache darauf verzichtet, zuzuschreiben und Hierarchien innerhalb sexueller Nicht\_Handlungen zu kreieren, so werden auch Grenzen und Verletzungen als Realität etabliert, ohne moralische Ableitungen zu formulieren. Sexualität ist in „DAS machen?“ nicht eindeutig und diese Uneindeutigkeit lässt positive und negative Gefühle zu, ohne sie als gut/richtig oder schlecht/falsch zu klassifizieren. Von den Freundinnen „alles kriegen“, dabei aber „unter dem Glastisch liegen“, sich eine winterfeste Wollhaut auf den Körper zeichnen oder sich dem Mitreden über Sexualität zu verweigern, um stattdessen kreative Doppel-S-Wort-Sammlungen zu verfassen: Die Grenzen und Schutzmechanismen, die von den Protagonist\_innen eingesetzt und benannt werden, werden nicht problematisiert, sondern als produktiver Beitrag zum Thema, als eigene Sicht etabliert. Ob die Kinder bei einem Spiel oder einer Aufgabe mitmachen wollen oder nicht, jeder Nicht\_Zugang zu Sexualität ist eine wertvolle individuelle Handlungsweise, die ihren Zweck erfüllt und den Inhalt der Projektwoche bereichert. Und damit eröffnet sich ein Raum, der gut sein kann und in dem nicht gesagt wird, was eine\_r mögen muss und was nicht, sondern in dem wir selbst über die Sinnhaftigkeit unserer Praxen entscheiden, indem sie sich für uns als wertvoll erweisen oder eben nicht.

## Schließen und ab ins Netz

Zum Buch gehört eine Website ([dasmachen.net](http://dasmachen.net)), auf die die\_der Leser\_in auf der Impressumsseite hingewiesen wird und die konzeptuell das Buch erweitert. Die Website richtet sich wie das Buch hauptsächlich an Kinder und Jugendliche und vertieft einige Themen, die im Buch nur grob angesprochen werden. Wir finden hier Antworten auf einige Fragen, die Kinder im Buch gestellt haben, wir können eine Liste schwieriger Wörter nachlesen oder verschiedene kleinere Spiele spielen, die sich aus Themen des Buches ableiten. Die Queerness, die sich in „DAS machen?“ durch die textliche Offenheit ergibt, in der wenig festgeschrieben wird und vieles im eigenen fantasievollen Lesen entsteht, findet sich auf der Website leider nicht wieder. Die hier gesammelten Worterklärungen sind doch überwiegend heter@orientiert, mit einer Betonung auf Penis-in-Vagina-Sex und Formulierungen, die leicht ein *Andern* marginalisierter Lebensentwürfe und Sexpraktiken produzieren können. Das ist schade; als Lexikon und Informationsmöglichkeit rund um Sexualität und Körper ist die Seite trotzdem sehr wertvoll.

„DAS machen?“ ist ein Buch, dem auf jeden Fall Zeit gewidmet werden sollte, da es Fragen provoziert, die in die Tiefe gehen können und eventuell auffordern, ganz neu und anders über Körper, Sexualität und Intimität nachzudenken und zu sprechen. Bei jedem Durchlesen erneut herausragend ist die Art, wie sich die Sprache den Zuschreibungen entzieht und gemeinsam mit den Bildern einen weiten Möglichkeitsraum eröffnet. Abseits von Biologismen, Kinderkriegen und Krankheiten wird sich in „DAS machen?“ auf die Möglichkeiten konzentriert, alleine, gemeinsam, mit Freund\_innen eine Sprache der Sexualität und Körperlichkeit zu entwickeln, die vom Wollen ausgeht, vom Aushandeln, vom Grenzen-Ziehen und vor allem Sich-gut-Fühlen. „DAS machen?“ ist damit ein seltenes, wertvolles Buch und sicherlich das beste Aufklärungsbuch, das ich bisher gelesen habe.

\*\*

*Ich möchte Kathrin, Philipp und Steff danken, die mich auf einige der hier beschriebenen Punkte erst gestoßen und mein Nachdenken dazu angeregt haben.*

Lilly Axster, Christine Aebi 2012:

DAS machen? Projektwoche Sexualerziehung in der 4c.

de'A, Gumpoldskirchen/Wien.

ISBN: 978-3-901867-36-1.

56 Seiten. 24,50 Euro.

**Zitathinweis:** Joke Janssen: Eine andere Möglichkeit, über Sexualität zu sprechen. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1137>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Grenzen von Geschlecht und Sexualität überwinden

trans\*\_homo  
differenzen,  
allianzen,  
widersprüche.  
differences,  
alliances,  
contradictions.

**Justin Time, Jannik Franzen (Hg.)**

Trans\*\_Homo

Differenzen, Allianzen, Widersprüche. Differences, Alliances, Contradictions.

*Aufbauend auf einer Ausstellung im Schwulen Museum\* Berlin werden Beiträge vorgestellt, die konventionelle Grenzziehungen von Sexualität und Geschlechtsidentität sprengen und zu politisieren versuchen.*

Rezensiert von [Patrick Henze \(Patsy l'Amour laLove\)](#)

Justin Times und Jannick Franzens „trans\*\_homo“ ist das Begleitbuch anlässlich der gleichnamigen Ausstellung, die vom 16. August bis zum 19. November 2012 im Schwulen Museum Berlin stattfand. Das Buch ist zweisprachig konzipiert und illustriert. Die Zusammensetzung des Inhalts orientiert sich an den konkreten Ausstellungstücken, also an Ausschnitten aus Fotostrecken oder Fotografien von Kunstprojekten, aber beinhaltet auch wissenschaftliche Texte, die extra für den vorliegenden Band angefertigt wurden. Ein Glossar gibt auf zwei Seiten knappe Erklärungen zu einzelnen Begriffen, die in der Ausstellung sowie im Sammelband aufgegriffen wurden, etwa „cisgeschlechtlich“ oder „Passing“.

Inhaltlich bietet die Darstellung der audiovisuellen Installation von Anja Weber und Sabine Ercklentz einen ersten Einstieg: Zwei Portraits von Trans\*Aktivist\_innen und dazugehörige Zitate personalisieren trans\*\_homo und bewegen sich weg von einem Über-Andere-Sprechen hin zu einem Zuhören. Im darauf folgenden Artikel des Herausgebers Justin Time wird dieser Ansatz beibehalten: Er berichtet von seinen Erfahrungen in FrauenLesben- und in schwulen Räumen wie dem Online-Portal GayRomeo, und beschreibt Reaktionen auf seine beruflichen und geschlechtlichen Selbstbezeichnungen:

*„Auch 15 Jahre nach meiner Ausbildung fällt es mir schwer zu sagen: ‚Ich bin Steinmetz‘. Aber ich muss es auch nicht. Die Definitionshoheit über meine Identität habe ich selbst, sie ist eine bewegliche und veränderliche Größe, die ‚Steinmetzin‘ und ‚er‘ zusammen denken kann“ (S. 36).*

Nach zweigeschlechtlichen Maßstäben verwirrt in diesem Zitat die Zusammensetzung eines weiblichen Substantivs und eines männlichen Pronomens. Hier soll allerdings die Verwunderung und das Unverständnis gerade als irritierend ausgestellt werden: Die Wichtigkeit grammatikalisch eindeutiger Selbstbezeichnungen wird hinterfragt, das Beharren auf sie (von außen) problematisiert.

Jakob Lena Knebl präsentiert im Anschluss durch das abgebildete Portrait aus der Fotoserie „ich bin die anderen“, dass insbesondere bei Trans\*Menschen ständig Eingriffe von außen auf deren Körperlichkeit und Identitäten stattfindet. Der Sammelband insgesamt bewegt sich zwischen der Thematisierung von Ungerechtigkeit und Transphobie aber auch Trans\*Selbstbewusstsein und Empowerment. Persson Perry Baumgartinger antwortet in diesem Sinne mit einer Textperformance und schließt damit ab, dass Sprache als Widerstand zu begreifen sei, unterdrückende Verhältnisse zu verändern. Es wird also die Möglichkeit, über Sprache Veränderung zu erzielen, aufgezeigt.

Jedoch bleibt diese vage, lässt den\_in mit sich alleine und fragt nicht nach ihren Grenzen. Gerade vor dem Hintergrund, dass „Gesellschaftsnormierungen“ und ein „politisches Potential“ von Sprachkritik angesprochen werden, fällt die Leerstelle auf, gesellschaftliche Veränderung als etwas zu verstehen, das zu einem bedeutenden Teil außerhalb von Sprache strukturiert, geprägt und daher auch veränderbar ist.

## **Auf der Suche nach dem „echten Mann“**

Wer sich an diesem Teil des Begleitbuches noch fragt, was nun „trans\*\_homo“ oder „Gender Queer“ bedeuten soll, der\_in wird mit Del LaGrace Volcanos Frage „Ich suche einen echten Mann. Haben Sie einen gesehen?“ konfrontiert, mit der Volcano Passant\_innen dazu brachte, über Geschlechtsidentitäten kritisch zu reflektieren. Die gesellschaftlich fest verankerte Vorstellung von zwei Geschlechtern ist allerdings nicht der einzige, allein stehende Faktor für die Marginalisierung von Trans\*Personen. Sie ist verflochten, also intersektional verwoben, etwa mit kapitalistischen, rassistischen oder ableistischen, also Menschen mit Behinderung diskriminierenden, Strukturen und damit einhergehenden Unterdrückungsformen. Auf eine Trans\*Politik, die sich dieser Verstrickungen bewusst zeigt und entsprechende Bündnisse und Forderungen formuliert, pocht Dean Spade in dem Interview „Intersektionale Strategien der Solidarität“.

Gleichzeitig wird diese Form der koalitionsorientierten, aktivistischen Politik nicht als die einzige Möglichkeit von Trans\* als Widerstand präsentiert. Dies wird exemplarisch von Sara Davidman in der Fotoserie „Jason: A Strong Man“ dargestellt: Jason ist schwanger mit einem Trans\*Körper, lebt dies selbstbewusst aus, zeigt sich und seinen Körper in geschlechtlich unterschiedlich konnotierten Posen, spielt mit der Fluidität seines Geschlechts, welche insbesondere durch die Schwangerschaft hervorgerufen wird. Gegenüber der pathologisierenden und trans\*feindlichen, aber gesellschaftlich weit verbreiteten Vorstellung, Trans\*Personen sollten keine Kinder bekommen dürfen, setzt Jason die Schwangerschaft selbstbewusst in Szene ohne weibliche oder männliche Anteile in seiner Selbstdarstellung zu verstecken. Wenn solche gesellschaftlichen, teils aber auch rechtlichen Eingriffe auf die Lebensrealitäten von Menschen treffen, kommt es durch die starre Vorstellung von Zweigeschlechtlichkeit und die damit verbundene Selbsteinschränkung der Gesellschaft und der Rechtsprechung zu irritierenden, teils erfreulichen Effekten. So weist Adrian da Silva auf die Trans\*\_Homo-Ehe hin:

*„Während eine Homo-Ehe zissexuellen Personen bisher stets vorenthalten wurde, können Trans\*Individuen unter bestimmten Voraussetzungen, nämlich einer bestehenden Ehe vor der Personenstandsänderung, wählen zwischen einer Homo-Ehe oder einer mit weniger Rechten versehenen Eingetragenen Lebenspartnerschaft“ (S. 154).*

## **Die Pathologisierung von Trans\***

Rück- und Einblicke in die Pathologisierung von Trans\* im deutschsprachigen Raum bieten unter anderem Justin Time und Jakob Schmidt sowie Ins A Kromminga. Diese Geschichten werden explizit aus Trans\*Perspektive erzählt. Entsprechend unterwandern Justin Time und Jakob Schmidt das dominante, zissexuelle Verständnis von Wissenschaft, indem sie den Grundriss einer Gemeindegemeinschaft erfinden, daneben einen altmodisch-wissenschaftlich anmutenden Text stellen und behaupten, dass dort „Mädchen“ und „Knaben“ pathologisiert worden seien, während alle, die sich keinem Geschlecht hätten zuordnen wollen, als „Normale“ gegolten hätten.

Ulrike Klöppel und Jannik Franzen widmen sich in zwei weiteren Texten medizin- und rechtshistorischen Aspekten vom Umgang mit Trans\*. Ulrike Klöppel beschreibt die entsprechenden Reformen in der DDR und bietet damit eine häufig vernachlässigte Aufarbeitung der Geschichte des realsozialistischen Staates. Jannik Franzen blickt auf die Traditionen pathologisierender Medizin aus einer Trans\*Perspektive und legt damit offen, dass auch an dieser Stelle eine parteiische, politisch motivierte Kritik einer vermeintlich objektiven Erörterung mit

fehlender Sichtbarmachen des eigenen Bezugs zum Thema bevorzugt wird. Dem entgegen setzt Jannik Franzen die Forschung von Trans\* selbst, die ein wichtiger Schritt hin zu einer weniger herablassenden Forschung sein kann, die Medizin und Biologie nicht ausschließt. Anschließend daran kann Rainer Herrns medizinhistorische Erörterung zur Betrachtung von „Transvestitismus“ in klinischen Untersuchungen geknüpft werden. Er macht deutlich, dass es erst der Einordnung in Krankheitsregister sowie der pathologisierenden Begriffsgebung bedarf, um aus einer Verhaltensweise oder aus Identitäten so genannte „Störungen“ zu machen.

## Fazit

Der Ausstellungsband „trans\*\_homo“ versucht, ein komplexes Themenspektrum einem möglichst breiten Publikum zugänglich zu machen. Dazu hilft sowohl das Glossar zu Beginn des Buches als auch ein Fragebogen am Ende, der die Absurdität gesellschaftlicher Vorstellungen von Geschlecht sozusagen an sich selbst als nicht trans\*-homo-Mensch erfahrbar macht. Zusätzlich hilfreich ist der zweisprachige Modus in englischer und deutscher Sprache. Viele der im Band angesprochenen Aspekte von trans\*\_homo verharren, etwa in den Gender Studies, in einem universitären, wissenschaftlichen Diskurs der für sehr vielen Menschen ein Ausschlusskriterium bildet. Es wird versucht den aufgeworfenen Themen angemessen zu begegnen und dabei vermittelnd zu bleiben. Dieser Versuch zeigt auf, dass es möglich sein kann, eine angemessene Bearbeitung mit weniger Ausschlüssen durchzuführen.

Die Darstellungen und Artikel in „trans\*\_homo“ haben einen eindeutigen, offen vertretenen politischen Impetus. Es geht nicht darum, Einblicke in Trans\* und Homo\* zu bekommen, sondern darum, aus der Perspektive von trans\*\_homo sprechen und auslegen zu lassen. Pathologisierendes Sprechen über Trans\* gibt es genug, die Ausstellung sowie ihr Begleitheft setzen dem selbstbewusst die eigene Perspektive entgegen. Zu Beginn des Bandes fehlt eine greifbare Kontextualisierung, worum es sich bei diesem Buch handelt – nämlich auch um ein Begleitheft zu einer Ausstellung des Schwulen Museums Berlin. Doch auch kontextualisiert wirken die Artikel, Fotos und Ausstellungsberichte teils bruchstückhaft zusammengesetzt: Zwischen den Artikeln, Zitaten und Illustrationen fehlen inhaltliche Verbindungen, die aufgezeigt werden müssten. Hinzu kommen zahlreiche inhaltliche Redundanzen, die womöglich durch diese Bruchstückhaftigkeit mit beeinflusst sind. Die gesellschaftliche Herstellung von Geschlecht etwa und ihr grundsätzlicher Bezug zu Trans\* hätte einmal erörtert werden, um dann in weiteren Artikeln vertieft dargestellt werden zu können, anstatt in zahlreichen Artikel eine erneute Erörterung desselben Sachverhalts abzubilden.

Ebenso wie die Ausstellung im Schwulen Museum\* selbst ist das Buch „trans\*\_homo“ ein wichtiger Beitrag dazu, Trans\*Lebenswelten sichtbar zu machen. Es gibt einen Impuls, über die häufig gesetzte Grenze zwischen Homosexualität und Trans\* hinwegzudenken, weil sie der Realität ohnehin nicht standhalten kann.

Justin Time, Jannik Franzen (Hg.) 2012:

Trans\*\_Homo. Differenzen, Allianzen, Widersprüche. Differences, Alliances, Contradictions.

NoNo Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-942471-02-2.

288 Seiten. 14,90 Euro.

**Zitathinweis:** Patrick Henze (Patsy l'Amour laLove): Grenzen von Geschlecht und Sexualität überwinden. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1149>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Die Schule der Nation und sein „Anderes“



**Anna-Caterina Walk**  
Das Andere im Tatort  
Migration und Integration im Fernsehkrimi

*Eine Untersuchung zum „Anderen“ im Tatort kratzt leider nur an der Oberfläche der beliebten Krimireihe.*

Rezensiert von [Birgit Peter](#)

Wie wird das migrantische „Anderere“ in der Krimireihe Tatort konstruiert und repräsentiert? Dieser Frage anhand einer Medienanalyse von drei Tatortfolgen aus den Jahren 2007 und 2009 nachzugehen, scheint aufgrund der großen Präsenz und Wirkung des Tatorts lohnend. Schließlich folgen auf Tatort-Ausstrahlungen regelmäßig Debatten über Thema, Plot und schauspielerische Leistung der Darsteller\_innen der jeweiligen Folge in der Öffentlichkeit. Dabei wird im Tatort weit mehr verhandelt: die Konstruktion einer kollektiven nationalen Identität. Aufgrund des spannenden und relevanten Themenfeldes sei eine Lektüre von „Das Andere im Tatort. Migration und Integration im Fernsehkrimi“ von Anna-Caterina Walk daher empfohlen. Aus einer gesellschafts- und herrschaftskritischen Perspektive werden jedoch deutliche Mängel sichtbar.

Im ersten Kapitel stellt Walk die Fragestellung und deren Relevanz dar. Hier zeigen sich bereits einige Ungenauigkeiten: Walk definiert entscheidende Begriffe wie „fremd“ und „anders“ nicht und kommt des Öfteren nicht über eine Aneinanderreihung von nicht weiter ausgeführten Schlagworten hinaus: „Veränderungen in der Gesellschaft, eine globalisierte Welt und die Krise der Identität bringen Fragen nach dem Anderen mit sich.“ (S. 10). Welche gesellschaftlichen Veränderungen und welche Krise denn nun gemeint sind und wie das mit „dem Anderen“ zusammenhängt, wird dabei nicht weiter ausgeführt.

## Mangelnde Kontextualisierung

Walk bettet die Arbeit theoretisch in die Cultural Studies und das Werk Stuart Halls ein und orientiert sich methodisch an der Vorgehensweise des Medienwissenschaftlers Lothar Mikos. Im dritten Kapitel schreibt Walk über verschiedene Konzeptionen „des Anderen“. Sie geht dabei auf verschiedene Konzepte zur Herausbildung von Identität sowie auf Ausschlüsse der als anders markierten Personen im Sinne einer *Reinhaltung* ein. Auch das Konzept der Intersektionalität ([kritisch-lesen.de #10](#)), die Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht und Annahmen aus der Stereotypen- und Vorurteilsforschung werden dargestellt. Dies alles geschieht auf 15 Seiten und lässt sich aufgrund dessen kaum tiefgründig gestalten. Damit allein lässt sich allerdings nicht erklären, weshalb hier auch inhaltlich dürftig gearbeitet wurde. Vielleicht lässt sich darüber streiten, ob sich tatsächlich für die Gegenwart postulieren lässt: „Jede gesicherte oder essentialistische Konzeption von Identität (...) gehört nun der Vergangenheit an“ (S. 27). Aber mit Verweis auf „fleißige Asiaten“ (S. 37) uneingeschränkt von „positiven“ Stereotypen zu sprechen und dabei gar nicht zu berücksichtigen, dass diese Form der Homogenisierung und Zuschreibung ebenfalls Teil eines rassistischen Kanons ist, zeugt doch von einer kurzsichtigen Auseinandersetzung mit der Thematik. Die unscharfe Trennung von Vorurteil und Stereotyp und auch die gelegentliche Nutzung von entpolitisierten Begriffen wie „Fremdenfeindlichkeit“ (S. 69) anstelle von Rassismus legen nahe, dass die Autorin sich zwar mit den relevanten Theorien

beschäftigt, diese aber nicht fundiert ausgearbeitet hat. Dies schlägt sich auch darin nieder, dass es zu keiner einleuchtenden Verbindung von Theorie und Untersuchung kommt.

Nach der theoretischen Rahmung gibt die Autorin wichtige Fakten zum Tatort und liefert eine Inhaltsbeschreibung der drei für die Untersuchung ausgewählten Folgen. In der Untersuchung zeigen sich dann Mängel, die auf einer mangelnden Reflektion von Machtstrukturen beruhen. Walk untersucht zum Beispiel die Folge „Wem Ehre gebührt“ vom 23.12.2007. In dieser Sendung klärt die *weiße* mehrheitsdeutsche Ermittlerin Charlotte Lindholm den vermeintlichen Suizid einer jungen Frau auf. Ihr türkisch-deutscher Kollege Aslan ist ihr dabei keine Hilfe, da er die These der Selbsttötung glaubt. Die Auflösung des Plots ist, dass der Vater der alevitischen Familie seiner Tochter sexuelle Gewalt angetan hat und mit dem Mord an der anderen Tochter sein Auffliegen verhindern wollte. Bei der Analyse dieser Folge übersieht Walk wesentliche Aspekte. Sie interpretiert beispielsweise eine Situation, in der sich die Angehörigen des Opfers in der Familiensprache unterhalten, welche die Ermittlerin nicht versteht, dahingehend, dass die Ermittlerin nun die *Anderere* sei. Dass diese aber umgehend einfordert, deutsch zu sprechen und sich somit auf eine scheinbar selbstverständliche Dominanz der deutschen Sprache und ihre gehobene Stellung als Polizeibeamtin berufen kann, sie also aus der machtvolleren Position agiert, bleibt dabei unausgesprochen. Walk bleibt mit ihrem Begriff von *anders* dabei unpolitisch und kontextlos. Und dass, obwohl sich Walk mit ihrem theoretischen Hintergrund der Cultural Studies ja explizit mit der Machtdimension von Kulturprodukten auseinander setzen wollte.

Ebenso wenig geht Walk darauf ein, dass Aslan nichts zur Klärung des Falls beiträgt und seiner Kollegin immer wieder - vermeintlich unberechtigt - stereotypes Denken unterstellt. Aslan wird dabei nicht nur als anders, sondern auch als inkompetent und paranoid konstruiert (vgl. Fetzer 2010, S. 134). Auch dazu äußert sich Walk nicht.

## Übersehene Klischees

Als weiteres Beispiel für eine mangelnde Kontextualisierung sei hier die Reaktion auf die genannte Tatortfolge genannt. Da es sich bei dem Vorwurf, Alevit\_innen seien inzestuös, um ein altes und immer wieder vorgebrachtes Vorurteil handelt, gab es große Demonstrationen gegen diese Darstellung im Tatort mit circa 20 000 Teilnehmenden. Die Alevitische Gemeinde Deutschlands stellte Strafanzeige wegen Volksverhetzung. Diese Ereignisse finden keinen Niederschlag in Walks Untersuchung, ebenso fehlt eine fundierte Analyse davon, wie das Kopftuch als Symbol in den drei Tatortfolgen eingesetzt wird.

In ihrem Fazit beschreibt Walk die Folge „Wem Ehre gebührt“ als Erfolg, weil dort eine „fast klischeefreie Darstellung“ gelungen sei (S. 102). Dem kann sich hier nicht angeschlossen werden. Schließlich finden sich auch hier das gängige Stereotyp der überfüllten Wohnung, in der die Migrant\_innen sich eng zusammengedrückt vor der *deutschen Mehrheitsgesellschaft da draußen* verstecken (vgl. Fetzer 2010, S. 125, 130), der unfähige deutsch-türkische Polizist, der unberechtigterweise überall Diskriminierung erkennt, die junge Frau, die das Kopftuch ablegt, nachdem sie von der *weißen* deutschen Polizistin gerettet wurde, um nur einige zu nennen.

Walk kommt weiter zu der Schlussfolgerung, dass es zwei der drei Tatortfolgen versäumen, „einen produktiven Beitrag für das Zusammenleben mit dem Anderen zu leisten“ (S. 102). Auch hier gelingt es Walk wieder nicht, deutlich zu machen, dass „das Andere“ eben keine naturgegebene Kategorie ist, sondern immer erst relational konstruiert werden muss. Spätestens hier sollte eine umfassendere Auseinandersetzung beginnen: Welche Bedeutung hat die Darstellung von Migrant\_innen im Tatort für die Bestätigung eines deutschen Kollektives? Millionen Menschen in der BRD, Österreich und der Schweiz sitzen sonntäglich vor den Fernsehgeräten und erhalten dort Einblick in Welten, zu denen sie sonst keinen Zugang haben. Es werden aktuelle gesellschaftliche Themen oftmals schon fast pädagogisch aufbereitet – auf dem Klappentext wird der Tatort sogar als „Schule der Nation“ bezeichnet. Walk geht leider zu wenig darauf ein, welche Wirkmächtigkeit



die Konstruktion von *Anderssein* dadurch entfalten kann und in welchem Zusammenhang das mit der Konstruktion eines kollektiven Eigenen steht.

## Offene Fragen

Welche ideologischen Momente stecken dahinter, wenn dem mehrheitlich *weiß*-deutschen Publikum vorgeführt wird, dass der deutsch-türkische Polizist inkompetent ist und der alevitische Vater seine eine Tochter vergewaltigt und die andere tötet? Wer wird als anders konstruiert und welche Aussagen werden damit über das „Eigene“ getroffen? Und welche Rolle spielt dies in einem Land, dessen Bevölkerung sich zunehmend wieder im nationalen Freudentaumel befindet und in dem eine Klärung dessen, wer zum deutschen Kollektiv gehören darf, noch aussteht?

Walk hat sich einer relevanten Fragestellung gewidmet. Hätte sie sich dabei für eine tiefgründigere Auseinandersetzung und Kontextualisierung entschieden sowie einen wirklich gesellschaftskritischen und dekonstruktivistischen Zugang gewählt, wäre die Arbeit wohl um einiges lesenswerter geworden.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Fetzer, Margret (2010): Eigendynamiken und An-Eignung städtischer Räume im Migranten-Tatort. In: Griem, Julika / Scholz, Sebastian (Hg.): Tatort Stadt: Mediale Topographien eines Fernsehklassikers. Campus, Frankfurt am Main. S. 121–143.

Anna-Caterina Walk 2010:

Das Andere im Tatort. Migration und Integration im Fernsehkrimi.

Tectum, Marburg.

ISBN: 978-3-8288-2593-2.

136 Seiten. 24,90 Euro.

**Zitathinweis:** Birgit Peter: Die Schule der Nation und sein „Anderes“. Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1134>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

# Reenactment, was ist das?



**Jens Roselt, Ulf Otto (Hg.)**

**Theater als Zeitmaschine**

Zur performativen Praxis des Reenactments. Theater- und kulturwissenschaftliche Perspektiven

*Nach „Post-Dramatik“ und „Performanz“ ist „Reenactment“ innerhalb kürzester Zeit zum unumgänglich gewordenen, aber weitgehend unbestimmten Stichwort der Theater- und Kulturwissenschaften avanciert. Der Sammelband liefert einen Einblick in die Debatte.*

Rezensiert von [Dr. Daniele Daude](#)

Jedes Modewort bringt ähnliche Fragen mit sich: Welche Phänomene werden damit benannt und aus welcher Perspektive? Werden dadurch neue Praktiken oder neue Perspektiven auf diese Praktiken bezeichnet? In welchen kulturhistorischen, ideologischen und politischen Diskursen ist jener „neue“ Terminus eingebettet? Und schließlich: Welche Erkenntnisse verspricht diese neue Terminologie? Als Reenactment bezeichnen die Herausgeber von „Theater als Zeitmaschine“ zunächst das „Nachstellen historischer Ereignisse durch Laiendarsteller an historischen Schauplätzen“ (S. 7). Die Ursprünge dieses historischen Hobbys führen die Autoren zum einen zurück auf die Vereinskultur des 19. Jahrhunderts, wo gewaltsame Konflikte als kollektives Spektakel re-inszeniert wurden, und zum anderen auf das kollektive Phänomen, historische Ereignisse ästhetisch verarbeiten zu wollen. Wer eine präzise, widerspruchslöse Definition erwartet, wird allerdings vergeblich suchen, denn dies ist weder Ziel noch Anspruch der AutorInnen. Die zwölf Beiträge bieten weniger systematische Definitionsversuche als vielmehr ausführliche Beschreibungen von Phänomenen aus sehr unterschiedlichen historischen Phasen und ästhetischen Kontexten. Reenactment wird dabei entlang von Eigenschaften beschrieben, in denen eine Gemeinschaft sich um die Herstellung einer kollektiven Identität bemüht. Die zentralen Stränge des Buches bilden die Themen Reenactment als Aneignung von Geschichte, als theatrale Praxis, als Mythos- und Geschichtsschreibung sowie Reenactment und Ritual.

## Reenactment als Aneignung von Geschichte

In ihrem Aufsatz „Die Wiederholung als Ereignis“ definiert Erika Fischer-Lichte Reenactment als „verkörperte Vergegenwärtigungen vergangener Ereignisse, die hier und jetzt vollzogen werden“, welche „ein spezifisches Verhältnis zur Vergangenheit herstellen und damit zugleich ein je besonderes Verständnis von Geschichte implizieren“ (S. 13). Dabei haben jede der aus sehr verschiedenen kulturhistorischen Feldern ausgesuchten Beispiele jeweils konkrete gesellschaftliche Funktionen: Die geistlichen Spiele des 15. und 16. Jahrhunderts zielten darauf ab, „die Angst der Zuschauer vor Krankheit, Gebrechlichkeit, Gewalt und Tod zu überwinden“ (S. 20), die englische *Pageant*-Bewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts diente dazu, unter Berufung auf eine gemeinsame Stadtgeschichte „eine Gemeinschaft herzustellen und eine entsprechende kollektive Identität zu ermöglichen“ (S. 25) und die Performances der New Yorker Performance Art Biennale *Performa 05* lassen sich als erster Beitrag zu einer Geschichtsschreibung der Aktions- und Performance Art fassen. Genau wie mit dem Begriff des Performativen wird der Fokus auf die transformative Kraft aller Beteiligten gelegt, welche sich hier Geschichte durch Verkörperung aneignen.

## Reenactment als theatrale Praxis

In seinem Beitrag „Geschichte wird nachgemacht“ befasst sich Jens Roselt mit den Zusammenhängen zwischen historischen Ereignissen und künstlerischem Reenactment (KR). Ausgehend von der Videoinstallation „Serie Deutschland“ von Hofmann&Lindholm und von der Inszenierung „Deutschland 2“ von Rimini Protokoll sucht Roselt den Begriff Reenactment für die aktuelle ästhetische Praxis fruchtbar zu machen. Dabei stellt der Theaterwissenschaftler drei Thesen auf: Erstens rücken historische Vorgänge „in andere, quere Perspektiven und [verrücken] dabei vertraute Interpretationsmuster“. Insofern „die mediale Konstruiertheit von Geschichte thematisch wird“ verweist KR zweitens „selbstreferentiell auf ihre eigene mediale Verfassung und Bedingtheit“. Drittens ist KR in erster Linie ein „sinnliches Verfahren, das in Hinblick auf die Aufführungsdimension als Praxis der Teilhabe und der Verkörperung vollzogen wird“ (S. 56).

Es ist nicht möglich über Reenactment als theatrale Praxis zu sprechen ohne dessen prominentesten Vertreter Milo Rau zu erwähnen. Der Autor von „Hate Radio“ und „Die letzten Tage der Ceausescus“ dürfte spätestens mit „Breiviks Erklärung“ (mit Sasha Ö. Soydan, 2012) und seine „Züricher“ und „Moskauer Prozesse“ als Nachstellung der Verurteilung von Pussy-Riot (2013) auch in Deutschland eine breite Öffentlichkeit genießen. In seinem Beitrag über „Die seltsame Kraft der Wiederholung“ liefert Rau seine Definition von Reenactment. Dabei geht der Regisseur von Artur Zmijewskis Arbeit „80064“ (2004) aus, in der der Holocaust-Überlebende Joseph Tarnawa seine Tätowierung neu drucken lässt, und von Rod Dickinsons Installation „The Milgram Re-enactment“ (2002), welche das Experiment von Milgram, in dem Menschen allein nach Aufforderung einer Autorität gewillt sind, ihre Mitmenschen bis zur Tode zu foltern, nachgestellt wird.

*„Sie [Zmijewski und Milgram] wiederholen ihr Original scheinbar ohne jede ästhetische Haltung, in einem betont passiven Bemühen um Vollständigkeit. Kein Versuch zur Abstraktion (...), kein Gefühls-Extremismus, kein Sarkasmus, und auch kein ironisches Dandytum – nichts, was der Kunst in den hundert Jahren seit Marinettis „Manifest des Futurismus“ so lieb gewesen wäre. Es wird getan, was bereits einmal getan wurde, nicht mehr nicht weniger.“ (S. 73)*

Die Diskussion über den „Sinn“ der Sache, welche Rau darin sieht, „[d]as Leben mit seinem Konvulsionen, seiner destruktiven Ziellosigkeit, seinem stupiden Materialismus und seiner unauflösbaren Vieldeutigkeit in einer *reductio ad absurdum* ins Zentrum aller künstlerischen Überlegungen gestellt zu haben“ (S. 77), bleibt allerdings vollkommen offen.

## Reenactment als Mythos- und Geschichtsschreibung

Ausgehend von der bisher kaum erwähnten Evidenz, dass Reenactments „immer auch mit Gemeinschaftsbildung, Identitätskonstruktion und Authentifizierungsstrategien in Zusammenhang stehen“ (S. 230), nimmt Ulf Otto in seinem Beitrag in „Re: Enactment“ die kulturelle Kontingenz der spezifischen ästhetischen Praxis des Reenactments und seine „zugrunde liegende historische Konstellation in Augenschein“ (S. 231). Anstatt es von anderen Genres abzugrenzen, betrachtet Otto Reenactment als „eine spezifische zeitgenössische Geste“, welche auf seine historische Kontingenz untersucht werden soll (ebd.), wobei Otto zwei markante Parameter etabliert:

*„1. Reenactments begreifen Geschichte als Erlebnisraum und den Körper als Gedenkstätte. Es ist das individualisierte Erlebnis kommunaler Zusammenhänge, das im Zentrum eines Spiels steht und sich gerade in der Alltäglichkeit des Tuns erfährt (...) 2. Reenactments suchen die Ereignishaftigkeit der Medien und die Medialität des Ereignisses. Sie übersetzen Vorbilder in materielle Erfahrungsräume und zielen in der korporalen Aneignung dieser Erfahrungsräume wiederum selbst auf die Erzeugung medialer Nachbildungen.“ (S. 235f.)*

Dabei scheint der „magische Moment“ der Zeitreise das zentrale Motiv zu bilden. Hier erfährt das Individuum sich zugleich als sich selbst und als historisches Subjekt. Darin bestehe die spezifische

Einführung des Reenactments und dessen besonderer Eindruck eines authentischen Erlebnisses (S. 240). Otto beschreibt die Praxis des Reenactments als ein „modernes Passionspiel“, in dem das Individuum sich seiner gesellschaftlichen Zwänge entledigt, um als historisches Subjekt „noch einmal durch den Schlamm der Geschichte“ (S. 244) waten zu dürfen. Reenactment als Zeitmaschine begreifen, bedeute daher „die Dinge so erleben wie sie waren“ (S. 247), was wiederum nur auf Basis von Interaktivität und somit auch nach einem vorausgesetzten Konsens geschehen kann.

## Reenactment und Ritual

In „Reenactment und Ritualisierung“ etabliert Matthias Warstat eine grundlegende Unterscheidung zwischen zwei kollektiven Praktiken. Am Beispiel der Berliner Studentenproteste von 2008/2009 definiert Warstat eine rituale Handlung als die bestimmte Haltung und Einstellung der Beteiligten. Hier machen sich die Handelnden „bewußt zum Akteur(e) einer Handlung“, welche von ihnen weder ausgedacht noch bestimmt wurden (S. 217). Die handelnden Personen realisieren also eine vorausgesetzte Vorstellung, sie führen sie aus. Im Gegensatz zum Reenactment liegt die Autorschaft der ritualen Handlung – sei es Studentenproteste, Streiks, Weihnachten oder Neujahr – nicht bei den ausführenden Personen:

*„Während der/die Ritualteilnehmer/in letztlich als ‚sie selbst‘ oder ‚er selbst‘ am Ritual teilnimmt (um dann möglicherweise subjektive Transformationen zu erfahren), entwickelt der/die Akteur/in im Reenactment ein Bewusstsein dafür, sich dem Charakter, der Figur oder der Rolle einer Person aus der Vergangenheit anzunähern.“ (S. 226)*

Die berechtigte Frage danach, was Reenactors von SchauspielerInnen im Sinne der Mit-AutorInnenschaft unterscheidet, bleibt hier offen.

## Fazit

Auf die Frage nach den Praktiken, die mit dem Begriff Reenactment beschrieben werden, fallen die Antworten des Sammelbands „Theater als Zeitmaschine“ so unterschiedlich aus, wie der Korpus disparat ausgewählt wurde. Da weder eine systematische noch vollständige Bestimmung dessen, was Reenactment sei, angekündigt wird, dürfte jene Erwartung X weder enttäuscht noch erfüllt werden. Doch von einem Sammelband, dessen Untertitel „Zur performativen Praxis des Reenactments. Theater- und kulturwissenschaftliche Perspektiven“ lautet, dürfte mensch durchaus eine Auseinandersetzung mit den bedeutsamen zeitgenössischen Phänomenen erwarten. Bedeutende Projekte wie [reenactment.de](http://reenactment.de), [Leipzig 1813](http://Leipzig1813.de), [fecho.de](http://fecho.de) und der damit einhergehende Verkauf an „authentische“ [Requisiten](#) (siehe auch [reenactors.de](http://reenactors.de)) werden jedoch nicht zur Kenntnis genommen. Auch die berühmten [Karl-May-Spiele](#) finden keine Beachtung. Dabei stellen diese äußerst erfolgreichen Spiele eine gut dokumentierte Quelle dar, anhand derer sich sowohl Problematiken der Geschichtsschreibung als auch die künstlerische Verarbeitung von Geschichte in Bezug zur Inszenierung von Weißsein, Heldentum und Kolonialphantasien gut untersuchen ließen. Bis auf den Beitrag von Ulf Otto wird auf eine kulturhistorische, ideologische und politische Kontextualisierung von Begrifflichkeit und Praxis des Reenactment leider verzichtet, wodurch der Eindruck einer Beliebigkeit und einer Austauschbarkeit des Begriffs entsteht.

Jens Roselt, Ulf Otto (Hg.) 2012:

Theater als Zeitmaschine. Zur performativen Praxis des Reenactments. Theater- und kulturwissenschaftliche Perspektiven.

Transcript, Bielefeld.

ISBN: 978-3-8376-1976-8.

264 Seiten. 27,80 Euro.

**Zitathinweis:** Dr. Daniele Daude: Reenactment, was ist das? Erschienen in: Gesellschaft im Neoliberalismus. 29/ 2013. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1136>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:25.

## Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.